

September 09/2011

Aus dem Inhalt

Egbert Ballhorn
„Vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“ (Ps 103,2) 257

Alex Lefrank SJ
Kirche im Umbruch 259

Kurt Josef Wecker
Pilgern, Tourismus, Pilgertourismus 267

Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango
Kreuzweg – Lebensweg 274

Martin Lätzel
Nähe ermöglichen – Mission possible? 277

Patrik C. Höring
Mit einem Male wurde es ganz still... 282

Literaturdienst: 286

Helmut Pree und Bruno Primetshofer:
„Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und
Vertretung“

Helmut Weiß, Karl Federschmidt:
Handbuch interreligiöse Seelsorge

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

PD Dr. Egbert Ballhorn, Neue Straße 3, 31134 Hildesheim |
P. Alex Lefrank SJ, Calr-Netter-Str. 7, 77815 Bühl | Pfarrer
Kurt Josef Wecker, Hengenbachstraße 28, 52396 Heimbach |
Pfarrer Dr. Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango,
Aschaffenergerstr. 43, 40599 Düsseldorf | Dr. Martin Lätzel,
Am Hang 35, 24113 Schulensee | Dr. Patrik C. Höring,
Marzellenstraße 32, 50668 Köln

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfing 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Egbert Ballhorn

„Vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“ (Ps 103,2)

„Lass mich loben, ohne zu lügen“ – dies ist ein Gebet von Dorothee Sölle. Lob Gottes und erfahrene Wirklichkeit stehen häufig in Widerspruch zu einander. Das Lob Gottes erklingt im Psalter nicht leichtfertig. Es übertönt nicht die schwierigen Seiten im Leben. Ganz im Gegenteil, gerade ihretwegen erklingt es. „Lobe den HERRn meine Seele, und all mein Inneres seinen heiligen Namen. Lobe den HERRn meine Seele, und vergiss nicht all seine Taten“ (Ps 103,1-2). Das Lob Gottes entsteht nicht aus dem Nichts, es hat einen konkreten Anhaltspunkt. Es richtet sich auf die konkreten, erfahrbaren Taten Gottes. Lob ist nicht allein schöne Gegenwart. Lob ist Erinnerung, Vergegenwärtigung. „Vergiss nicht!“. Im Lob Gottes wird die Gegenwart auf die selbst erfahrene, heilvolle Vergangenheit hin geöffnet. Gott hat an mir gehandelt, und das prägt mein ganzes Leben bis auf den heutigen Tag.

Das Gedächtnis zu bewahren ist Sache der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit. Das bekennen die Psalmen auch von Gott selbst: „Der HERR hat [der unschuldig Verfolgten] gedacht, den Notschrei der Gebeugten hat er nicht vergessen“ (Ps 9,3). Und immer wieder stellt sich dem Beter der Psalmen angesichts seiner vielfältigen Not die Frage, ob Gott ihn nicht vergessen habe (Ps 13,2). Das Vergessen ist der Tod der Beziehung. Gott ist derjenige, der nicht vergessen soll. Die Aufgabe, das eigene Gedächtnis zu behalten und nicht zu vergessen, stellt sich dann aber auch den Beterinnen und Betern der Psalmen.

Die Aufgabe ist so dringend, dass der Psalmist in Ps 103 sich selbst dazu ermahnt. Er tritt seiner Seele gegenüber; er ermahnt sie, und damit sich selbst: „Meine Seele: vergiss nicht!“. Dann aber zählt er auch sich selbst gegenüber die erfahrenen Heilstaten des eigenen Lebens auf: „der all deine Schuld vergibt, der all deine Krankheiten heilt. Der dein Leben aus der Grube erlöst, der dich krönt mit Liebe und Barmherzigkeit“ (Ps 103,3f.). Nicht zu vergessen bedeutet, das eigene Leben in der Vergangenheit und in der Gegenwart auf die Spuren des heilenden und rettenden Gottes zu untersuchen. Dieser Weg führt in des Lob Gottes hinein.

Psalmen im Rahmen der Eucharistiefeier

Der Psalm nach der ersten Lesung im Wortgottesdienst der Eucharistiefeier ist für viele ein Stein des Anstoßes. Er wird häufig als ein überforderndes „Noch-mehr-an-Text“ empfunden und in der Praxis wohl zumeist durch ein beliebiges Lied ersetzt. Das ist schade. Im Psalm steckt ein großes geistliches Potential. Er heißt „Antwortpsalm“, nicht weil er selbst eine Antwortfunktion hat, sondern weil er ein Text ist, der beantwortet werden will. Diesem Zweck dient der vielfach von der Gemeinde gesungene Kehrsvers. Die Bezeichnung „Zwischengesang“ ist daher unglücklich. Der Psalm ist vielmehr eine eigenständige Lesung, eingebettet in den größeren Zusammenhang.

Der oben angesprochene Ps 103 ist beispielsweise für den 24. Sonntag i.J. (LJ A) vorgesehen. Das Evangelium jenes Sonntags handelt von der Vergebung. Auf die Frage des Petrus: „Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben?“ (Mt 18,21) antwortet Jesus kurz und knapp: „Siebenundzweimal“, und anschließend erzählt er das Gleichnis vom unbarmherzigen Gläubiger. In dieser Botschaft steckt ein starker Impuls, selbst zu vergeben. Auch an der Gerichtsbotschaft spart Jesus nicht. Er gebraucht sie, um nachdrücklich zum eigenen Handeln anzuregen.

Der Psalm verändert noch einmal die Perspektive, und zwar durch seine Gattung und seine Sprechrichtung. Während das Gleichnis literarisch mit der Draufsicht auf die Rollen der Handelnden arbeitet, den Schuldner und sein Handeln anschauen lässt und erst im letzten Satz den Aufruf zur Rollenidentifikation bringt, spricht aus Ps 103 ein unmittelbares „Ich“, das seine eigenen Erfahrungen der Vergebung seiner Sünden artikuliert. Der Psalmist ermahnt sich selbst: „Vergiss nicht, auch dir ist vergeben worden“. Hier wird keine Draufsicht, sondern von Anfang an eine Innensicht als Anregung zur Identifikation vorgegeben. Dabei hat auch die hymnische Sprache des Gotteslobes einen ganz anderen „Klang“ als die erzählende Sprache des Gleichnisses. Ehe ich handle, finde ich mich selbst lobpreisend in der Situation desjenigen Menschen wieder, an dem Gott längst gehandelt hat. Psalm und Gleichnis des Evangeliums stehen also in wechselseitigem Zusammenhang, sie laden ein, dasselbe Glaubensgeheimnis „Vergabung, Versöhnung“ von verschiedenen Seiten zu betrachten und auf unterschiedliche Weise in dessen Wahrheit hineinzusteigen, um sie im eigenen Leben zu aktualisieren.

So verstanden, ist der Psalm des Wortgottesdienstes nicht ein zusätzlicher, weiterer Text, der wieder ein neues Thema eröffnet, sondern Bestandteil der biblischen Gesamtkomposition im Wortgottesdienst.

Ein solcher Umgang mit dem Psalm kann in die Meditation und die Aneignung des Gotteswortes führen. Freilich, das sei zugeben, wird dies nicht bereits bei einem ersten, unvorbereiteten Anhören während des Gottesdienstes geschehen, sondern erfordert eine aufmerksame Vorbereitung der Schriftlesung. Das erscheint aufwendig. Aber das Wort Gottes eröffnet seinen Reichtum nicht immer beim ersten Hören, sondern häufig erst dem, der ihm seinen Klang intensiv ablauscht. Dass die sonntägliche Liturgie dazu die Möglichkeit eröffnet, ist ein großes Geschenk.

Liebe Leserinnen und Leser,

den Einstieg in die Septembarausgabe bietet ein sehr grundsätzlicher Artikel von **P. Alex Lefrank SJ** aus Bühl, Exerzitienbegleiter mit jahrzehntelanger Erfahrung und Buchautor. Er geht der Frage des notwendigen Kirchenprofils nach, wenn Kirche heute als Kirche überleben will. In großer Stringenz werden Linien gezogen, die vom Vat. II ausgehen, das seines Erachtens eher sehr einseitig rezipiert wurde.

Pfr. Kurt-Josef-Wecker, Wallfahrtsseelsorger des Bistums Aachen und Herausgeber der Predigtzeitschrift „Die Botschaft heute“, bietet passend zur Jahreszeit eine spannende Phänomenologie des Pilgerns.

Im Blick auf das Fest Kreuzerhöhung folgt eine Betrachtung zum Kreuzweg einer Eifeler Pfarrkirche, die an der Pilgerstrecke nach Trier liegt, von **Pfr. Dr. Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango** aus Brühl.

Der Begriff der „Pastoralen Räume“ und vor allem die damit verbundenen Konzepte von Seelorge sind noch längst nicht abgearbeitet. Die verschiedenen Positionen zu diesem Thema harren noch des konstruktiven Miteinanders. Hier kann nur ein gegenseitiges Hören auf die Argumente helfen. Einer, der sich für die „Nähe“ als „Pastoralem Raum“ stark macht, ist der lange im pastoralen Dienst arbeitende Theologe und heutige Verbandsdirektor des Landesverbandes der Volkshochschulen Schleswig-Holsteins, **Dr. Martin Lätzel**.

Den Schluss bildet eine wertschätzende Rollenbeschreibung der Firmkatechet(inn)en aus der Feder des Pastoraltheologen und Referenten in der Ministranten-seelsorge im GV Köln, **PD Dr. Patrik Höring**. Spannend, spannend, meint

Ihr



Gunther Fleischer

Kirche im Umbruch

Wohin soll es gehen?

Umbruchszeit

Die Zeichen mehren sich, dass sich die Kirche in Europa¹ derzeit in einem Umbruch befindet. Als großen Einschnitt für die katholische Kirche haben viele das *II. Vatikanische Konzil* erlebt. Es brachte viel Neues, sowohl innerkirchlich als auch im Verhältnis zur umgebenden Gesellschaft. Für viele ist bis heute die neue Offenheit der Kirche zur Welt hin die entscheidende Errungenschaft des Konzils. Aber auch *innerhalb* der Kirche brachte es Veränderungen. Eine neue Lebendigkeit entstand. Eine einseitige Fixierung auf Moral, Recht und Ritus wurde überwunden. Persönliche Initiative erhielt mehr Raum und aktive Teilnahme an Liturgie und Gemeindeleben wurde gefördert. Die Möglichkeiten zur Mitwirkung von Laien wurden erweitert: In der Leitung der Pfarrgemeinden und in anderen Gremien; bei der Erstkommunion- und Firm-Vorbereitung, in den Diensten in der Liturgie. All das führte zu einem wirklichen Aufbruch. Aber wie tief gingen und wie weit reichten diese Veränderungen?

Wenn wir auf die aktuelle Situation schauen, dann müssen wir wohl feststellen, dass die unmittelbar nachkonziliare Ära zu Ende geht. Sie hat im Ganzen nicht das gebracht, was man sich von ihr erhofft hatte. Viele spüren das. Trotz des engagierten Einsatzes von vielen, sowohl Priestern, hauptamtlichen Laien-Mitarbeitern und -Mitarbeiterinnen wie ehrenamtlichen Laien, befindet sich die katholische Kirche nicht in einem Expansions-Prozess. Sie ist vielmehr in einem dramatischen Reduktions-Prozess. Der Einfluss christlicher Wert- und Norm-Vorstellungen

in der Gesellschaft ist deutlich zurückgegangen. Umgekehrt hat der Einfluss einer nicht mehr christlich bestimmten öffentlichen Meinung auf das Wert- und Normenbewusstsein der Katholiken, – und zwar der praktizierenden Katholiken! – erheblich zugenommen.

Die nachkonziliare Kirche

Von daher müssen wir auch einen kritischen Blick auf die nachkonziliare Entwicklung werfen. M. E. war ein gravierender Fehler, dass jeder getaufte und gefirmte Mensch ohne Weiteres als mündiger Laie angesehen wurde. Übersehen wurde dabei, dass gültige Sakramente *allein* keinen – jedenfalls keinen reifen – Glauben garantieren. War im Konzil von Trient die Betonung des *opus operatum*, (also der *grundlegenden* Wirksamkeit eines Sakramentes allein aus dem gültigen Empfang heraus) in der Auseinandersetzung mit den reformatorischen Ansichten berechtigt und notwendig, so wäre im Geiste des II. Vatikanischen Konzils notwendig gewesen, den Akzent auf das *Hineinwachsen* in einen gelebten Glauben zu legen. Dabei geht es um ein Doppeltes: Wachsende Kenntnis sowie tieferes Verständnis des Glaubens-*Inhalts* und lebensprägende Glaubens-*Praxis*, was vor allem eine persönliche Gebets-Praxis im Alltag einschließt. Dies hätte als *Kriterium* für mündiges Christsein und für verantwortliche Mitwirkung in der Kirche formuliert werden müssen. In den Konzils-Texten findet sich dieser Akzent sehr wohl.² Die breite pastorale Praxis hat diese Perspektive des Konzils aber eher wenig zur Wirkung gebracht.

Bei Licht besehen erweist sich die nachkonziliare Pastoral weitgehend als Fortsetzung von „Volkskirche“. Sie versuchte zwar die Volkskirche zu reformieren; aber die Reform setzte nicht tief genug an. Volkskirche war eine gültige Gestalt der Kirche; man muss sogar sagen, dass Kirche immer versuchen muss, Volkskirche zu werden. Sie hat ja den Auftrag, Christus zu *allen Menschen* zu brin-

gen. Und Menschen leben in einer Gesamtgestalt von Leben, die wir Kultur nennen. Also muss Kirche versuchen, „die Kultur und die Kulturen des Menschen ... mit dem Evangelium zu durchdringen“.³ Volkskirche ist dort, wo das gelingt; wo der christliche Glaube *Geist* einer Gesellschaft geworden ist oder wenigstens für einen Lebensraum oder ein Milieu prägend ist. Diese Sozialgestalt von Kirche hatte ihre Stärken und Schwächen, wie jede der Kirchen-Gestalten im Laufe ihrer Geschichte. Ihre Stärke bestand darin, dass sie den Glauben in die Kultur inkarnierte. Der Einzelne konnte organisch in sie hineinwachsen. Ihre Schwäche: Diese Gestalt forderte nicht zur persönlichen Stellungnahme heraus; man konnte sich anpassen und mitmachen, wobei offen blieb, ob der Einzelne sich persönlich für den Glauben entschieden hatte.

Diese Gestalt von Kirche ist in Deutschland zu Ende. Es mag einzelne Regionen geben, in denen manche Elemente von Volkskirche noch lebendig sind, aber aufs Ganze gesehen ist sie zu Ende. Sie ist deshalb zu Ende, weil sie auf gesellschaftlichen Voraussetzungen beruhte, die nicht mehr gegeben sind und auch nicht mehr herbei geführt werden können.⁴ Die nachkonziliare Pastoral lebte weitgehend – wohl uneingestanden – von der Erwartung, dass es durch erhöhten Einsatz gelingen könnte, diese Voraussetzungen wieder zu gewinnen. Dabei kam ein starker Anpassungsdruck zustande: Die Kirche möge doch durch entsprechende Reformen den Glauben für den modernen Menschen wieder *attraktiv machen*. Im Versuch, die Voraussetzungen für Volkskirche wieder zu gewinnen, kam es in der Pastoral der letzten Jahrzehnte zu einem *umgekehrten Anpassungs*-Prozess: Viele – bis in die Reihen kirchlicher Amtsträger hinein – passten sich an die Erwartungen des modernen Menschen an und übernahmen Forderungen, die von daher an heutige Institutionen gestellt werden, – ohne die unvergleichbare Eigenart von Kirche genügend zu bedenken. Manche der Reform-Forderungen, die in der nachkonziliaren Zeit erhoben wurden und erho-

ben werden, mögen in sich gerechtfertigt sein, – aber eine neue Kirchengestalt führen sie nicht herbei.

Wenn man die Konzilstexte genauer anschaut, zeigt sich auch, dass die nachkonziliare Pastoral mit ihnen recht *selektiv* umgegangen ist. Alles, was erweiterte Befugnisse, flexiblere Handhabung von Kompetenzen und Erleichterung brachte, wurde – zu Recht – aufgegriffen; die vom Konzil geforderte Vertiefung in die Quellen (Hl. Schrift und Väter-Tradition) hingegen geschah vor allem auf theoretischer Ebene und hatte kaum Auswirkungen auf die pfarrliche Pastoral. Etwas vereinfacht lässt sich die Kritik an der nachkonziliaren Pastoral so zusammenfassen: Sie hoffte weiterhin darauf, dass der Glaube in Deutschland mehrheitsfähig ist, *wenn* man nur die Dinge aus dem Weg räumt, die den Zugang zum Glauben für den modernen Menschen erschweren. Das lässt sich besonders an den Formulierungen ablesen, in denen der Glaube vornehmlich verkündet wurde. Es gibt kaum eine Bibelstelle, die häufiger zitiert wurde als Joh 10,10: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ Dieser Satz wurde und wird vielfach als Zusammenfassung der frohen Botschaft zitiert. Als Reaktion auf eine Verkündigung, die vor allem mit angstmachenden Drohungen arbeitete, ist eine solche Betonung verständlich und berechtigt; sie eröffnet die richtige Perspektive. Aber wenn dabei nicht der *johanneische* Lebens-Begriffs ins Spiel gebracht, sondern unter „Leben“ einfach ein gutes, vitales und freiheitliches irdisches Leben verstanden wird, dann stellt diese Zusammenfassung eine grobe Verkürzung des Evangeliums dar und enthält den Hörern gerade die Fülle des Lebens vor, die Christus zu bringen gekommen ist. Die Worte „Umkehr“ und „Bekehrung“ mögen aus der allgemeinen Verkündigung zwar nicht völlig verschwunden sein; aber dass ein Leben mit Christus nach dem Evangelium *radikales Umdenken* verlangt, wird zwar verkündet, bleibt aber ohne Konsequenzen in der pastoralen Praxis. „Wir haben die Leute sakramen-

talisiert, nicht evangelisiert“, so hat es ein Pfarrer einmal auf den Punkt gebracht.

Diese kritische Sicht erfasst natürlich nicht die ganze, vielgestaltige Wirklichkeit der nachkonziliaren Kirche. Sie hat vor allem die breite Pfarr-Pastoral im Blick, wie sie sich in Katechese und Sakramenten-Pastoral vollzogen hat. Sie betrifft darüber hinaus auch meinungsbildende Veröffentlichungen in Zeitschriften und Akademie-Vorträgen. Daneben gab und gibt es eine Fülle von Bewegungen und Gemeinschaften, Bibel- und Familienkreisen, Exerziten- und Vertiefungskursen, die geistliche Wachstumsprozesse angestoßen und genährt haben. In diesen Initiativen haben sich viele der Menschen, die die Pfarrei-Arbeit tragen, ihre geistliche Nahrung gesucht. Sie haben auch in die Pfarreien hinein gewirkt, vor allem wo der Pfarrer selbst dabei mitgemacht hat. Sie wurden auch von den Diözesanleitungen gefördert; aber sie haben *nicht zu einem Strategie-Wechsel* in der Gemeinde-Pastoral geführt. Diese blieb schwerpunktmäßig auf die Einführung in die Sakramente Erstkommunion und Firmung und auf die Versorgung der Pfarreien mit sonntäglichen Eucharistie-feiern fixiert.

Die gesellschaftliche Situation verlangt eine neue Kirchengestalt

So erweist sich das II. Vatikanische Konzil *bisher* nicht als der *große* Einschnitt, als den viele ihn zunächst empfunden haben. Vielmehr blieb für die konkrete Pastoral die volkshirchliche Gestalt von Kirche weiterhin leitend, obwohl deren gesellschaftliche Voraussetzungen seit der Aufklärung im Schwinden begriffen und heute nicht mehr gegeben sind. Im kirchengeschichtlichen Vergleich mit unserer Situation legt sich von daher die konstantinische Wende nah. Sie ist vor allem dadurch gekennzeichnet, dass das Christentum aus den Katakomben heraus trat und öffentlich zur Geltung kam. Christ-Sein wurde mehrheitsfähig. Bald wurde man Christ durch Familien- und Volks-Zugehörig-

keit, während die Taufe in Gefahr geriet, zum formalen Akt zu degenerieren. Ob daraus ein gelebter und dem Evangelium entsprechender Lebens-Vollzug wird, bleibt dann offen. Der Bekehrungsschritt, der vorher mit der Taufe und dem Eintritt in die Kirche verbunden war, hat sich jetzt *in die Kirche hinein* verlagert. Das lässt sich u. a. am veränderten Gebrauch des Wortes „Berufung“ ablesen: In der ersten Zeit war die lebensentscheidende Berufung die zum Glauben an Christus⁵; sie brachte einen in Gefahr des Martyriums. Nach der konstantinischen Wende ist die Mitgliedschaft in der Glaubens-Gemeinschaft risikolos geworden, im Gegenteil, sie bringt Vorteile. Dazu braucht es keine Berufung. Hinfort wird das Wort Berufung fast ausschließlich für den Ruf zum Ordensstand oder zum Priestertum gebraucht. Ebenso wird von Nachfolge nur noch dann geredet, wenn jemand sich auf die Lebensform der Ordens-Gelübde verpflichtet. Von daher ergab sich eine Zweiklassen-Mitgliedschaft in der Kirche: die gewöhnlichen Christen, die „in der Welt“ lebten, und die Ordens-Christen und der Klerus, die in die Nachfolge Christi eingetreten waren. Heute verläuft die Grenze nicht mehr zwischen Ordens-Stand und Laien-Stand, sondern zwischen denen, die sich im Sinne des Konzils zur Vollgestalt des Christ-Seins aufgemacht haben und denen, die „einen religiösen Segen für ihr Leben suchen“, ihr Christ-Sein aber nicht als Nachfolge verstehen.⁶ Das lässt einen sogar die provokante Frage stellen, ob die mittelalterliche Zweiklassen-Praxis nicht ehrlicher war als die nachkonziliar betonte Gleichheit aller Getauften. Umso verständlicher muss es dann erscheinen, wenn es an bestimmten Punkten plötzlich hart auf hart geht: z.B. wenn Geschieden-Wiederverheiratete vom Sakramenten-Empfang ausgeschlossen sind. Die Konsequenz, mit der hier der Ernst des Christ-Seins eingefordert wird, steht völlig isoliert in einer pastoralen Praxis, die für den Sakramenten-Empfang sonst kaum mehr Bedingungen kennt. Wo sie kirchenrechtlich noch bestehen, werden sie vielfach mit Berufung auf das Gewissen unterlaufen.

Die Frage ist natürlich: An welchen Kriterien nimmt man Maß? Manche – etwa traditionalistische Kreise – nehmen die nachtridentinische Kirchengestalt zum Maß. Die Mehrheit in der Kirche nimmt meinem Eindruck nach immer noch Maß an der volkskirchlichen Gestalt von Kirche, modernisiert durch ausgewählte Impulse aus dem II. Vaticanum. In dieser Frage hat das Konzil aber einen klaren Weg gewiesen: Kirche ist gegründet auf dem unüberbietbaren Gipfel der Heilsgeschichte, dem Christus-Ereignis. Das Maß ist also in den Quellen zu suchen, die uns dieses Ereignis bezeugen: in der *apostolischen Überlieferung*. Diese Überlieferung, die im Neuen Testament niedergelegt ist, enthält einen Reichtum und eine innere Pluralität, die sich durch die Kirchengeschichte hindurch in verschiedenen Gestalten entfaltet hat und sich immer wieder neu entfaltet. Aber sie ist die bleibende Quelle, an der alle diese Gestalten zu messen sind. Jede dieser Gestalten hat ihre Stärken und Schwächen. Mit wachsender Laufzeit einer Gestalt kommen ihre Schwächen und Nachteile – gemessen am neutestamentlichen Maß – meist mehr zum Tragen. In Umbruchzeiten ist daher neu auf dieses Maß zu schauen.

Für unsere Fragestellung sind nicht so sehr einzelne Schriftstellen wichtig, sondern der Gesamt-Duktus des Neuen Testaments muss in den Blick genommen werden. Er sieht das Christus-Ereignis als Zeitenwende, als Beginn der Endzeit. Christ-Werden wird als umfassende Lebens-Wende gesehen. Glauben heißt, sich von dieser Wende ergreifen zu lassen. Das wird schon in der Eröffnungsbotschaft des Markus-Evangeliums formuliert, die deshalb als „Evangelium Gottes“, als Zusammenfassung des ganzen Evangeliums bezeichnet wird: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,14-15)! Im Evangelium ist Christus persönlich gegenwärtig.⁷ In der Verkündigung des Evangeliums spricht er zu uns. Glaube ist deshalb die entscheidende „Sache“, um die es geht; und zwar Glaube als personale Überantwortung an

Gott. Die Folge ist: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken“ (Röm 12,2). Die Sakramente kommen – soweit sie im Neuen Testament ausdrücklich vorkommen – in engster Verbindung mit diesem Glauben vor.

Ohne Bekenntnis keine Kirche

Vom Urchristentum her gehört das Glaubens-*Bekenntnis* zum Wesen des christlichen Glaubens. Eine erste Erfordernis heutiger Pastoral ist deshalb, zum Glaubens-Bekenntnis hinzuführen und es einzufordern. Sie muss zur Kommunikation des Glaubens befähigen. „Wenn du mit deinem Munde bekennt: ‚Jesus ist der Herr‘ und mit deinem Herzen glaubst: ‚Gott hat ihn von den Toten auferweckt‘, so wirst du gerettet werden“ (Röm 10,9). Paulus hat damit ein anthropologisches Grundgesetz auf den Glauben angewandt. Was der Mensch *nur innerlich* für wahr hält, gehört noch nicht zu seiner Identität. Erst wenn er sich vor anderen dazu stellt und sagt: „Auf dieser Wahrheit stehe ich; sie gehört zu mir“, gewinnt sie *für ihn selbst* volle Wirklichkeit. Der Volksmund hat es so formuliert: „Wess' das Herz voll ist, dess' läuft der Mund über.“ Im Umkehrschluss: Wessen der Mund nicht überläuft, jedenfalls nach einiger Zeit, dessen dürfte auch das Herz nicht voll sein. Wir haben hier den Grund, warum der Glaube in den letzten Jahrzehnten so lautlos verdunstet, warum er von einem Mehrheits-Phänomen zur Identität einer Minderheit zusammen geschmolzen ist.

Die Ekklesiologie des II. Vaticanums wurde primär auf der strukturellen Ebene in Räten und Synoden in Angriff genommen. Wie überhaupt das vorherrschende Bild von Kirche bis heute das einer „Service-Institution“ ist. Dass Kirche sich als *Glaubens-Gemeinschaft*, als *gemeinsame* Christus-Beziehung vor Ort verwirklicht, ist weitgehend ausgeblendet. Ist Glaube nicht auch in der Kirche weitgehend Privatsache? Man muss nur einmal fragen: Welchen Platz und welches

Gewicht hat das Gebet in den vielen Sitzungen und Gremien?

Gott *war* nicht nur der Initiator seiner Kirche, er ist es *auch heute*. Der Glaube an sein Wirken im Hier und Jetzt muss sich konkretisieren: Indem wir die Fragen in unseren Sitzungen zuerst *gemeinsam an ihn* richten und um seine Antwort *miteinander intensiv bitten*, bevor wir anfangen zu diskutieren und zu planen. Dann gewinnen wir eine neue *gemeinsame Offenheit* für Perspektiven und Ideen, die uns vorher vielleicht gar nicht in den Sinn gekommen sind.

„Die vorrangige Aufgabe für die kommende Zeit“, schrieb Bischof Josef Homeyer bereits 1986, „sehe ich in der Umwandlung der einzelnen Pfarreien zu einer *Gemeinschaft von Gemeinschaften*: eine große Gemeinschaft, die sich aus vielen kleinen Gemeinschaften zusammensetzt.“⁸ Die Deutsche Bischofs-Konferenz ruft dazu auf, „missionarisch Kirche zu sein“. Biotope des Glaubens müssten entstehen, in denen Menschen lernen können, wie glauben geht.⁹ Alle diese Aussagen weisen in dieselbe Richtung. Der Ansatz zu ihrer Verwirklichung liegt darin, die Angst vor dem persönlichen Glaubens-Zeugnis zu überwinden. Dazu gilt es herauszufordern; Ansätze in dieser Richtung gilt es zu unterstützen. Das bedeutet als pastorale Strategie: Abschied nehmen von der Vorstellung einer flächendeckenden, einheitlichen Pastoral und ja sagen zu einer Vielfalt von Glaubens-Gemeinschaften unterschiedlicher Prägung. Es heißt in der Personal-Planung umzudenken: Glaube entsteht nicht dadurch, dass Stellen eingerichtet, Programme entworfen und Mittel bereitgestellt werden. Glaube ist ein Beziehungs-Geschehen. Er entsteht dort, wo Personen von ihrem Glauben Zeugnis geben und mit anderen dadurch in Beziehung treten. Alles andere kann dann hilfreich sein; aber ohne diese Zündung brennt kein Feuer.

Katechumenale Wege

Die zweite Erfordernis einer neuen Pastoral ist die Einführung eines verbindlichen

Katechumenats. Das Konzil hat den Begriff „Volk Gottes“ als leitenden Kirchenbegriff gewählt.¹⁰ Damit hat es sein dynamisches Kirchenverständnis, Kirche als Bewegung von Christus zu allen Menschen¹¹, auf die Frage nach der Kirchenmitgliedschaft angewandt, auch wenn dieser Begriff selbst dabei nicht verwendet wird. Ausdrücklich werden verschiedene Personenkreise genannt, die näher oder ferner mit der Kirche Jesu Christi in Beziehung stehen.¹² Aufgegriffen wurden diese Aussagen eher in der Weise, dass man großzügig möglichst viele als Glieder der Kirche verstehen wollte. Wo eine Gemeinschaft aber keine Grenzen mehr wahrhaben will, wird sie unverbindlich und gibt sich letztlich selbst auf. Mitgliedschaft wird dann nur noch vom subjektiven Belieben derer bestimmt, die dazu gehören wollen, und nicht mehr von der Sache, um die es geht. Dabei wären doch die Konzils-Aussagen eine Einladung gewesen, Mitgliedschaft als Weg zu begreifen. Dieser Weg ist der Weg des Hineinwachsens in den Glauben. Wenn er ganz gegangen wird, führt er vom Erstkontakt mit dem Evangelium zur vollen Identifikation mit dem kirchlichen Glauben, zur personalen Hingabe an Christus und zur Eingliederung in seinen Leib, der die Kirche ist (Eph 1,23; Kol 1,18). Damit ist wiederum die Initiation in den Glauben angesprochen. Wenn das innere Ziel dieses Weges, die personale Hingabe an Christus, nicht mehr gesehen, angeboten und verlangt wird, entsteht kein Weg mehr. Kirche als Sozial-Gebilde wird zu einem Verein, der immer mehr ins Unverbindliche abgleitet.

Wenn jemand als Kind getauft worden ist, muss im Laufe seines Erwachsen-Werdens zur Entfaltung kommen, was in der Taufe grundgelegt wurde. Die volkshkirchlichen Formen dafür sind heute nicht mehr wirksam.. Christlicher Glaube, wie er im Neuen Testament maßgeblich beschrieben ist, kann von einem Menschen unserer Zeit nur in einer gründlichen Auseinandersetzung und im Zuge einer längeren Einübung angeeignet werden. Denn er verlangt die Umkehr zu einer anderen Werthierarchie, als sie in der

in der umgebenden Gesellschaft üblich ist. Entsprechend der Praxis der vorkonstantinischen Kirche darf es deshalb nicht bei einem unverbindlichen Angebot von Katechumenat bleiben; es muss *verbindlich* eingeführt werden, – nicht nur für Jugendliche und Erwachsene, die sich taufen lassen wollen, sondern auch für diejenigen, die als Kinder getauft worden sind. Dafür müssen neue Wege entwickelt werden. Vielfältige Ansätze und Erfahrungen sind schon gemacht. Was fehlt ist die Verbindlichkeit. Hier wird es sicher viel Werbung und Motivation brauchen. Aber Christ-Sein ist keine private oder rein individuelle Angelegenheit. Nur wenn der Weg in das Christ-Sein hinein *gemeinsam* gegangen wird, wird eingeübt, dass man Christ nur als Glied am Leibe Christi ist. Außerdem wird so von Anfang an klar, dass zum Glauben gehört, den Glauben zu *bezeugen*. An den unterschiedlichen Wachstums-Schritten, die man in der Gruppe dabei miterlebt, wird der Weg-Charakter des Glaubens konkret erfahren. Es wird auch deutlich, dass keiner *vollkommen* glaubt. Alle bleiben unterwegs. Christ-Sein wird als Pilgerschaft miteinander gelebt, einer Pilgerschaft, in der man einander hilft, herausfordert und trägt.¹³

Reform der Sakramenten-Pastoral

Die dritte Aufgabe, die sich meines Erachtens für die Pastoral stellt, ist eine Revision der Sakramenten-Pastoral. Hier haben Seelsorger schon lange erhebliche Probleme. In einem Text haben 80 von ihnen, in der Mehrzahl Gemeinde-Pfarrer, ihre Anfragen 1990 an die Bischöfe formuliert. In einem Schreiben der Pastoral-Kommission der Bischofskonferenz „Sakramentenpastoral im Wandel“ wurde 1993 darauf eingegangen. Es sind „Überlegungen“ mit vielen, aus der Praxis kommenden Anregungen, aber keine verbindlichen Weisungen. Vor allem wurde dazu eingeladen, die Alles-oder-Nichts-Praxis aufzugeben (z.B. Taufe ja oder nein) zu Gunsten einer Gesprächs-Pastoral, die Wege bis zum *sinnvollen Empfang* der

Taufe eröffnet. Mein Eindruck 2011 ist, dass die Sakramenten-Pastoral seither im großen und ganzen dennoch unverändert weiter gelaufen ist, wie sie zu volkskirchlichen Zeiten praktiziert wurde, ungeachtet der Hinweise von 1993. Nach Röm 6,3-6 und der Lehre der Kirche begründet die Taufe die innige Verbindung mit dem gekreuzigt-auferstandenen Jesus. Welchen Sinn hat die Taufe, wenn Christus für die Eltern des Kindes keine echte Bedeutung hat und nach der Verbindung mit ihm deshalb kein Verlangen besteht?¹⁴ Welchen Sinn hat der weitverbreitete Eucharistie-Empfang, wenn man gar nicht aus der Hingabe Jesu leben will? Macht Firmung einen Sinn, wenn der Heilige Geist als eigentliche Lebens-Kraft nicht begriffen und deshalb nicht gewollt wird? Wird die kirchliche Trauung nicht zum religiösen Segen degradiert, wenn Ehe gar nicht in der Beziehung mit Christus gelebt werden kann und will, weil eine Christus-Beziehung nicht einmal angefangen hat?

Mit diesem Umgang mit einem Kernstück ihrer Pastoral macht sich die Kirche unglaubwürdig. Sie dementiert laufend, was sie in ihrer Lehre ebenso laufend behauptet. Und vor allem: Verhindert sie nicht dadurch, dass sie die *Hochform* des Gnadenangebots ohne die entsprechenden Voraussetzungen für ihren fruchtbaren Empfang verschleudert, dass Wege des Hinwachsens zu ihrem fruchtbaren Empfang beschränkt werden? Ich kann die Bischöfe verstehen, dass sie zögern, diese Frage anzupacken. Große Widerstände sind zu erwarten, und zwar sowohl von den treuen Katholiken, denen Jahrhunderte lang die Heilsbedeutung der Sakramente gepredigt wurde, wie von den Kirchenfernen, die sich diskriminiert fühlen, wenn ihnen dieses Kernprodukt kirchlichen Angebots verweigert wird. Dennoch liegt hier die Hauptverantwortung beim Hirtenamt der Bischöfe. Wer kann und wie kann ihnen Hilfe zuteil werden, um Schritte zu einer glaubwürdigen Praxis *verbindlich einzuleiten*?

Sünden- und Erlösungs-Bewusstsein

Ein viertes, bereits angesprochenes Defizit der derzeitigen Pastoral ist die fehlende Hinführung zu einem *Sünden- und Erlösungs-Bewusstsein*. Hier geht es nicht zuerst um ethische Leistungen, sondern um Glauben als Erlösung. Ohne ein solches Bewusstsein kann das Kern-Geschehen des Neuen Bundes, Tod und Auferstehung Jesu nicht erfasst werden. Die Begegnungen Jesu mit den Menschen sind das Modell dafür: Menschen machen sich auf, um dem zu begegnen, von dem sie sich Heilung, Vergebung und Versöhnung erhoffen. Sie sind sich ihrer Krankheit, ihrer Schuld und ihrer Zerrissenheit bewusst. Und sie sind sich ihrer Ohnmacht bewusst geworden, sich selbst zu erlösen. Deshalb haben sie sich aufgemacht, Jesus aufzusuchen. Wer dagegen meint, das Heil schon zu haben, wird von Jesus hinterfragt. Im Katechumenat geht es darum, diese Sehnsucht nach Heil, Heilung und Vergebung in sich zu entdecken und zur Haupt-Motivation für das Christ-Werden wachsen zu lassen. Christ-Sein ist unverdientes Geschenk. Es kann nie selbstverständlich sein. Als Christ ist man ein Sünder, dem Vergebung geschenkt worden ist und der aus dem Erbarmen Gottes lebt. Das ist alles andere als niederdrückend; es ist ungeheuer befreiend. Vor allem entzieht es jedem Vergleichen und allem Status-Gerangel den Boden. Es ist eine zentrale Aufgabe der Verkündigung und der Liturgie, dieses Bewusstsein lebendig zu erhalten. Dann wird auch das Sakrament der Versöhnung als Geschenk entdeckt und aus seiner individualistischen Verengung gelöst. All das schafft ein Klima echter Geschwisterlichkeit, dessen Basis die erfahrene Liebe Gottes ist, das auch gegenüber anderen barmherzig sein lässt. Gleichzeitig macht es sensibel für Lieblosigkeit und Sünde; zuerst für die eigene, erst in zweiter Linie für die der Anderen. Dann ist sogar so etwas wie geschwisterliche Zurechtweisung möglich. Sie trifft ja auf die Bereitschaft, aus der erfahrenen Vergebung einander zu vergeben.

Gefahren und Risiken

Es gibt eine ganze Reihe von Einwänden, die gegen eine Erneuerung der Pastoral sprechen, wie sie hier angeregt wird. Sie markieren ebenso viele Gefahren. Ist das nicht Rigorismus? Wird da nicht Kirche für eine Elite gemacht? Bedeutet ein solches Konzept nicht den Rückzug in ein Ghetto? Fällt Kirche dann nicht in viele, gegeneinander abgeschlossene kleine Einheiten auseinander? Geht dann nicht die Einheit im Glauben auch in der katholischen Kirche verloren, um die wir uns in der Ökumene doch so mühen? Und weiter: Wie soll man die Kriterien für einen neutestamentlichen Glauben verifizieren, und wer darf sich anmaßen, über den Glauben anderer zu urteilen? Handelt man sich mit einer so auf Beziehung fokussierten Gestalt von Kirche nicht all die Probleme ein, die mit menschlichen Beziehungen einher zu gehen pflegen? Viele dieser Einwände treffen schon Jesus und die Urkirche. Er hat klein angefangen, hatte kein anderes Mittel als sein Zeugnis und hat klar gemacht, dass sein Programm menschliche Vorstellungen auf den Kopf stellt. Er hat alle empfangen, die zu ihm kamen, wie verkommen sie auch waren. Aber er hat ihnen die Wahrheit nicht erspart. Die genannten Gefahren sind real; sie sind nicht zu leugnen. Aber sprechen Gefahren schlüssig gegen etwas, das sich nach gründlicher Prüfung nahe legt? Wäre etwas, das keinerlei Gefahren in sich birgt, überhaupt etwas weiterführend Neues? Und sind die Gefahren der gegenwärtig noch befolgten Pastoral nicht schon längst keine Gefahren mehr, sondern *beobachtbare Wirklichkeit*? Sind wir nicht von Gott dazu herausgefordert, Neues zu riskieren, wenn wir dem Verfall entgegen treten wollen? Die genannten Gefahren gilt es also sehr gut im Auge zu behalten. Sie sollten uns aber nicht dazu verführen, einfach den Status quo aufrecht zu erhalten.

Der Umbruch, in dem die Kirche derzeit steht, geht tief. Strukturelle Veränderungen mögen hilfreich sein; aber entscheidend dürfte ein grundlegendes Umdenken sein.

Dass uns die Sicherheit einer gewohnten Kirchengestalt abhanden gekommen ist, hilft uns. Es scheucht uns auf. *Gott* will seine Kirche wandeln. Er spricht zu uns durch sein Wort. Sein Wort gilt es, ernst zu nehmen, auch dort, wo es uns herausfordert und uns etwas zumutet. Auch durch die gesellschaftliche Entwicklung spricht *Gott* zu uns. Als „Zeichen der Zeit“ im *Sinne des Evangeliums* (Lk 12,54-57) lesen wir diese Entwicklung aber nur richtig, wenn wir sie mit dem Licht seines Wortes durchleuchten. Sonst verwechseln wir zu leicht die Mehrheits-Meinungen unserer Zeitgenossen mit dem Willen Gottes. In seiner Führung zeigt *Gott* gewöhnlich nur die Richtung des Weges und die nächsten Schritte. Das muss uns genügen, uns aufzumachen im Gehorsam gegen sein Wort und im Gebet um die Führung des Geistes.

- ⁵ Dies wird am Gebrauch des Wortes Berufung im Neuen Testament, vor allem in den Paulusbriefen, deutlich.
- ⁶ So formuliert es Medard Kehl in seinem Büchlein: *Wohin geht die Kirche? Eine Zeitdiagnose*. Freiburg i. Br. 1979.
- ⁷ Vgl. dazu auch die Parallelisierung in Mk 8,35: „Wer sein Leben um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten.“
- ⁸ Hirtenbrief am Fest des hl. Bernward am 20. Nov. 1986
- ⁹ Hirtenschreiben der Deutschen Bischöfe „Zeit zur Aussaat“ 2000.
- ¹⁰ *Lumen gentium*, 2. Kapitel, Nr.9 bis 17.
- ¹¹ *Lumen gentium*, 1. Kapitel, Nr.1–5.
- ¹² *Lumen gentium*, 2. Kapitel, Nr.15-16.
- ¹³ Ich verweise auf Christian Hennecke, *Glänzende Aussichten – Wie Kirche über sich hinaus-wächst*. Münster ²2010, wo viele konkrete Beispiele dafür geschildert werden.
- ¹⁴ Bei der Kindertaufe, für die es schon im Neuen Testament Hinweise gibt, muss diese Sehnsucht stellvertretend von den nächsten Bezugspersonen gelebt werden.

Anmerkungen

- ¹ Ich beschränke meine Ausführungen auf die römisch-katholische Kirche in Deutschland. Was andere europäische Länder angeht, so verläuft die Entwicklung wohl in ähnlicher Richtung, ist aber unterschiedlich weit vorangeschritten. Was die evangelischen Kirchen angeht, so sind sie vielleicht schon länger in einer ähnlichen Situation. Anders dürfte die Lage in den pflingstlichen, charismatischen und freikirchlichen Gemeinschaften sein.
- ² Z.B. in der Kirchenkonstitution „*Lumen gentium*“, Kap. IV Die Laien, und Kap. V Die allgemeine Berufung zur Heiligkeit; ebenso im Dekret über das Laienapostolat „*Apostolicam actuositatem*“
- ³ Apostolisches Schreiben Pauls VI. „*Evangelii nuntiandi*“ (1975) Nr. 20.
- ⁴ Die pastoralen Leitlinien der Erzdiözese Freiburg, die am 1. Nov. 2005 in Kraft getreten sind, gehen in ihren Ausführungen von einer Betrachtung der veränderten gesellschaftlichen Situation aus und formulieren dann so: „Dabei schwingt nach wie vor bei vielen die Vorstellung einer ‚Volkskirche‘ bewusst oder unbewusst als Idealbild mit, das der Wirklichkeit nicht mehr entspricht.“ Den Aufbruch gestalten. Pastorale Leitlinien der Erzdiözese Freiburg, S. 10

Kurt Josef Wecker

Pilgern, Tourismus, Pilgertourismus

Eine kleine Phänomenologie des bewegten Glaubens

1. Pilgern - Krisenreaktion oder Kür des Glaubens?

„Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.“
Heinrich von Kleist - sein 200. Todestag jährt sich in diesem Jahr - machte diese treffende Beobachtung einer anthropologischen Suchbewegung. Der Rückweg in den Garten Eden ist unmöglich. In einer „*gebrechlichen Welt*“ suchen wir nach dem Verlorenen, nach rettenden Eingängen und Ausgängen, nach ganz anderen Wegen. Wir fragen nach Hintertoren ins Paradies. Können wir uns strebend an den Ort bemühen, wo alles gut und schön sein wird? Wollen wir das Unmögliche? Möchten wir in eine Heimat, die „vor“ uns liegt?

Sommer- und Herbstzeit ist Pilger- und Urlaubszeit. Viele erlauben sich diesen Ausnahmezustand, eine nicht nur physische Distanz vom Altgewohnten. Zeiten des Pilgerns und des Urlaubs geben dem rastlosen Leben - einen „*Gedankenstrich*“, eine Fermate, einen Raum des vielleicht ratlosen Ausschauhaltens. Solche Pausen im Lauf des Lebens sind bedeutungsvolle Unterbrechungen, die über sich hinausweisen in der sonst mit Geschäftigkeit gefüllten Zeit.

In einer Zeit, in der sich innerkirchlich vielerorts Stagnation bemerkbar macht (oder auch der viel zitierte „*Leerlauf auf Hochtouren*“), stehen Wallfahrt und Pilgern hoch im Kurs. Manche werten (vorschnell?) die Zuwachsraten im Sektor „religiös bewegter

Tourismus“ als Indiz für die Wiederentdeckung des Religiösen, als positive „Krisenreaktion“ und als eine geistliche Aufbruchstimmung. Wallfahrt wäre der Ausdruck von „Gegen-Läufigkeit“, der Gegenentwurf zu einem allzu bequemen Beharrungsvermögen, der Sprung heraus aus den todernsten „Erwachsenenspielen“. Wallfahrt wird erfahren als „lustvoll gelebter Glaube“, als freiwillige Bewegung in allem Getriebensein, als unter freiem Himmel ausgelebte Sehnsucht nach Weite.

Auf diesem „Handlungsfeld“ der Kirche wird ein „Lebensstil“ eingeübt, der auf „Entschleunigung“, Entschlackung, Selbstfindung, Selbstentwicklung setzt. Man inszeniert darin das Außeralltägliche, das „gewisse Etwas“² der Glaubenswelt. Pilgernd zeigt sich Kirche von ihrer besten Seite und kehrt zurück zu ihren bewegten Anfängen. Die Apostelgeschichte schildert wie ein Itinerar den Weg der jungen, apostolischen Kirche wie eine durchaus riskante Abenteuerreise an das Ende der Welt und weit darüber hinaus, ein Aufbruch, der mit der Ankunft des Paulus in Rom (Apg 28,14ff) nicht zu Ende war. Viele biblische Texte sind Aufbruch- und Weggeschichten. Indem wir Heutigen ihnen „gleichzeitig“ zu werden versuchen, üben wir geistliche Grundhaltungen ein - das „Loslassen“, den „Aufbruch“ und den „Übergang“ -, die uns in Zeiten des Umbruchs abverlangt werden. Kirche als Parochia erinnert sich daran, dass sie nicht sesshafte Bürgerschaft ist, sondern Communio der Umkehrenden auf dem Weg zu Gott. Vielerorts steht sie unter Druck, muss das „Kerngeschäft“, den Pflichtbereich mühsam aufrechterhalten - und feiert in der Wallfahrt die schöne „Kür“ des Glaubens. Wallfahrt ist heute keine auferlegte Strafe oder Buße; sie wird heute wohl selten ausdrücklich als ein „verdienstvolles Werk“ verstanden; Pilgern und Wallen sind auch Freizeitaktivitäten, freilich meist mit Anstrengung und Willenskraft verbunden. Pilgernd beharrt die Kirche nicht auf Positionen. Sie wird nicht stationär erlebt. Sie lässt sich anstoßen vom „unbewegten Beweger“ (der in Christus

zutiefst bewegt ist!) und zu einer „sportlichen Frömmigkeit“ motivieren. Religion spielt sich eben nicht nur im „Inneren“ des Individuums ab. Pilgern ist Frömmigkeit der „Körperkirche“ (Kurt Marti). Bruder Leib geht, der Glaube macht ihm Beine und beflügelt die Seele. Der Mensch bleibt nicht in sich verkrümmt. Er will das Sinnziel, das „Gnadenbild“ nicht in sich selber finden, sondern „extra nos“ (Luther), außerhalb von sich, im „Darüber-hinaus“, in der heilsamen Ablenkung vom eigenen Ich, von der verbissenen Selbstbeobachtung – in der Blickwendung auf Fremdes und Neues. Der Pilger ist brennend an den Sichtbarkeiten der Glaubenswelt interessiert: Ich blicke auf den Weg und den Rücken des vor mir Gehenden, lese im „Textbuch“ der Schöpfung Spuren des Schöpfers, nehme Gnadenbilder, Gräber, Reliquien, Bildstöcke, Quellen wahr, genieße die einladende Aura eines Ortes. Kirche gewinnt auf offener Straße eine attraktive Gestalt und stellt anschaulich dar, dass das Bildwort vom „pilgernden Gottesvolk“ mehr ist als feierlich beschworene Formel für geistliche Sonntagsreden. Bloße Worte bringen uns nirgendwohin! Pilgernd bildet Kirche eine Avantgarde und macht Fortschritte mit Gott, durch Gott, vor Gott. Gott lässt uns erfahren: es, er geht „nicht ohne uns“. Diese geistliche Übung ist keine Einzelsportart der Fitten und Erfolgreichen; ich darf Gott auch entgegenhinken; ein solidarisch pilgerndes „Ensemble der Verwundeten“ (E.Lange) darf sich tragen lassen. Pilgernd übernehme ich Mitverantwortung für die Mitgeher und Sorge mich, dass meine „Kumpane“ gut ankommen. Wir gönnen den Mitpilgern dieselbe „Erbauung“, Blickerweiterung und Trosterfahrung, die wir für uns erhoffen. Vielleicht treten wir sogar selbstvergessen zurück und wünschen dem Anderen sein Wunder am Wallfahrtsziel. Wir üben auf dem Weg ein, dass wir beim lieben Gott nicht alleine ankommen wollen (Charles Péguy), dass wir einander den Vortritt lassen. Uns gelingen Glaubensübungen, die wir uns allein nicht zutrauen. Wir lehnen uns an den Glauben der Mitpilger an, „leihen“ uns ihre Hoffnung.

Wallfahrt ist Phänomen einer „populären Religion“ (Hubert Knoblauch). Darf sich die Kirche diesen Trendsetter als Erfolg auf ihr eigenes geistliches Konto buchen, gar als Beleg dafür, dass die Welt immer religiöser, gar: „katholischer“ wird? Geht es darum, missionarisch ausgerechnet mit Wallfahrt verlorenes Terrain, verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen oder den zeitgenössischen Erlebnishunger zu „taufen“?

Ideologische „Heilswege“ der Neuzeit, die vielen als „alternativlos“ galten, haben sich als illusorisch, totalitär oder allzu vorläufige „Holzwege“ erwiesen. Wir brauchen statt der U-Topie heilige Topien, glaubwürdige Orte und ausgeschnittene Zeiten. Nicht Gott braucht sie; wir haben heile Wege und beseelte Orte nötig, weil wir nicht „je schon“ hellwach sind für den allgegenwärtigen Gott. „Wohin soll ich mich wenden...?“, so fragte der Beter bereits im 19. Jahrhundert in Schuberts „Deutscher Messe“. Der Pilger sucht die Antwort und widerlegt die These von einer nur noch „unsichtbaren Religion“ (Th. Luckmann). Mit Leib und Seele wird inszeniert, dass der Glaube und mich auf einen „neuen Weg“ (Apg 9,2 u.ö.) oder zu „uralten“ Stätten und heiligen Räumen ruft, die mehr sind als nostalgische Erinnerungsorte eines längst vorübergegangenen Gottes. Reliquien sind keine Fossilien. Wallfahrt ist keine archäologische Studienreise zum „Kulturerbe der Menschheit“.

Kirche ist keine Immobilie. Sie entdeckt in Wallfahrt und in Prozession ihre leibliche Dimension, kann ihren „Aktionsradius“ erweitern und sich über den engen Horizont hinaus wagen. Sie ist „dahin“ unterwegs, wohin sie sich aus eigener Kraft nie vorarbeiten kann. Denn ihre Heimat ist – im Himmel (vgl. Phil 3,20). Ein Credo des Pilgers ist: ich laufe nicht ins Leere. Pilgern ist eine heilsame Ablenkung. Es bewirkt Unterbrechung kirchlicher Dauerreflexion und Selbstthematisierung. Im „Wallen“ entdecken wir die andere, die „eschatologische“, vorläufige Seite unserer Existenz. Die Endlichkeit ist nicht unentrinnbar unsere Bleibe. Uns ist ein Ziel verheißen, für das die irdischen Pilger-

ziele gerade in ihrer Pluralität einen Vor- geschmack bieten.

2. Pilgern – Erlebnisfrömmigkeit in der Spätmoderne

Zu gedankenlos wird oft die fernöstliche und der Postmoderne entgegenkommende Zen-Weisheit⁴ nachgesprochen: *Der Weg ist das Ziel*. Ist das Ankommen, Zur-Ruhe-Kommen und Bleiben unattraktiv, weil man damit Stagnation und Verbindlichkeit assoziiert? Verleiht nicht gerade die Zielgerichtetheit der Wege meinem Weg „Sinn“? Bedenkenswerter ist der berühmte Aphorismus Franz Kafkas: *„Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg; was wir Weg nennen, ist Zögern“*. Gibt es Orte, an denen ich mit meinem Suchen und Fragen, meiner Ratlosigkeit und Zögern gut aufgehoben bin? Kraftorte⁵, die nie Endstation sind, „Fremdorte“, die mich auch irritieren und mit mir etwas machen und mir spielerisch und voller Ernst die *„Einübung im Christentum“* (Kierkegaard), die Metanoia zumuten?

Freilich: Der Pilgerboom ist nicht ungebrochen. Nicht alles, was unter „Pilgern“ läuft, verdient dieses „Gütesiegel“. Zur Euphorie gibt es keinen Anlass: Zwar boomen Wallfahrten ins Heilige Land und nach Santiago; es gibt jedoch auch auf dem weiten Feld der Wallfahrt im deutschsprachigen Raum „Besucherrückgänge“: Die Teilnehmerzahl bei Zug-, Bus-, Flugpilgerreisen und religiös motivierten Fahrten nach Lourdes und Rom nimmt ab, das Durchschnittsalter in den Bruderschaften und Fußgruppen geht nach oben. Manche alten Pilgerorte im Nahbereich werden reaktiviert, die Anziehungskraft anderer Orte verblasst. Sie haben ihre Zeit gehabt. Erfreulich ist die ökumenische Dimension: Evangelische Christen entdecken eigene „kontemplative Routen“⁶.

Eine Pilgergruppe ist immer auch eine *„Erlebnisgesellschaft“* (Gerhard Schulze), ein *„Erlebnismilieu“*, „Freizeitpastoral“. Pilger wollen auch körperlich etwas erfahren; „auf-gescheuchte Seelen“ möchten sich erholen.

Wie gestaltet man die Grauzone, die diffusen Überschneidungen, Verschwommenheit, die sanften Übergänge zwischen Pilgertum, „heiliger Reise“, Bildungsreise und Tourismus, Spaziergang/Wandern und Pilgerweg/Wegexerziten? In der Praxis verschwimmen durchaus die Grenzen. Ein scharfes „Entweder - oder“ verbietet sich. Pilgern ist nur eine Form des Reisens – im Mittelalter für viele Menschen die einzige Möglichkeit, Grenzen zu überschreiten und in die Fremde zu gelangen.

Unterscheidung der Geister bedeutet keine Trennung durchaus verwandter Bewegungsarten und Haltungen. Was macht eine Pilgerfahrt, eine Wallfahrt unterscheidbar? Urlauber bewegen verwandte Motivationen: sie müssen sich von Zuhause trennen und wollen in der Fremde das Heil suchen. Sie wollen von sich loskommen und sich so neu finden. Sie hoffen, dass sich der im Urlaub eingeübte Habitus und die darin gewonnenen Stabilisierungen in den Alltag retten lassen. Der Pilger ist „Peregrinus“: er wagt den (zeitlich befristeten) Gang „über den Acker“ ins Ferne. Er geht (sich) fremd, auch wenn er zum wiederholten Male dasselbe Pilgerziel anläuft. Ein Peregrinus, der wirklich fremd geht, sollte sich der „Fremdsprache“ des Glaubens, der Alterität von Bildern und Räumen aussetzen. Er wird beschämt spüren, wie sehr ihm Gott im normalen Alltag zu einem Fremden und Fernen geworden ist. Auch eine Urlaubsreise ist ein Bruch mit dem gewöhnlichen Alltag, bedeutet Trennung, dient der Rekreation, der alljährlichen kleinen Wiedergeburt in einer „heilen Welt“. Wann schlägt der Charakter einer Reise um? Wann bekommt sie den Charakter einer „religiösen Reise“, wird eine Promenade zur Prozession? Wann tritt das bloß ästhetische Interesse an Menschenwerken und Naturschönheiten zurück? Wie und wann kommt etwas „Ganz Anderes“ ins Spiel? Wann - und durch wen verursacht - wird die Sehenswürdigkeit zum Gnadenort, wird das Besichtigungsobjekt Marienstatue zum Kultbild, vor dem wir knien, oder zum liebevoll verehrten Gnadenbild? Wer lässt mich die Realpräsenz

des mitgehenden Christus entdecken? Wer bewirkt eine oft unvorhersehbare und unerwartete Wandlung, die sich meist erst im Rückblick wahrnehmen lässt? Ist es der Gottesdienst, das Morgengebet, ein Schlüsselgespräch, die Person und die Integrationskraft des mitfahrenden Geistlichen...?

3. Pilgern als religiöses Reisen

Pilgern und Volksfrömmigkeit werden zunehmend auch in der systematischen Theologie, der evangelisch-praktischen Theologie, der Tourismusforschung wahrgenommen.⁷ Der Pilger wird zum Synonym eines bestimmten Typs des spätmodernen Menschen, der sich nicht religiös vereinnahmen lässt.⁸ Die Grenzen fließen. Praktische Theologie muss mit dieser Gemengelage leben und darf das Oszillieren als Chance wahrnehmen. Eine „vorläufige“ Kirche, die ihre Gotteshäuser zunehmend als „Zelte“ wahrnimmt, die irgendwann auch einmal abgebrochen werden, wird sensibel sein für das besondere und durchaus diffuse „Handlungsspiel“⁹, das eine Wallfahrt darstellt. Sie glaubt, dass Gott selbst ein Pilger ist, der auf uns wartet, der uns sucht, um in uns seine zweite Heimat zu finden, auch wenn wir „Ebenbilder“ keine „Gnadenbilder“ sind und die Kirche als „Sozialkörper“ nicht eindeutig ein „Gnadenort“ ist.

Laufend wird alles neu – eine Beobachtung der rasanten Moderne, deren Ruf auch das Ultreia, das „Vorwärts“ ist. „Laufend werden wir neu“ – das ist ein Hoffnungssatz des Fußpilgers. Wir wollen nicht einfach nur fort von hier, anderswohin. Als Reisender und Pilgernder hat sich auch der situierte Zeitgenosse Abenteuerlust und Entdeckerdrang bewahrt, die Lust am Ausbruch und Aufbruch, an neuen Begegnungen und Grenzüberschreitungen, am paradoxen Zugleich von Verzicht und Genuss, von Beschweris und Erleichterung, von Durststrecke und Erfüllung?

Pilgern, als „Grenzverkehr“ gestaltet, ist „Schwarzbrot-Spiritualität“¹⁰. Dies verlangt

Vertrauensvorschuss. Vertraue ich mich vorgebahnten Wegen und uralten Worten an, die sich als verlässlich erwiesen haben, die ich auch darum gehe, weil ich Vorläufern glaube, die mir die Wege gebahnt und mir die alten Gebetsworte vorgekaut haben? Gehorche ich dem inneren Navigationssystem? Wer hat es eingestellt und wohin hat mich dieser Jemand ausgerichtet? Darf dieser „Jemand“ anonym bleiben und unerkannt mitgehen? Nicht erst am Ziel sollte der, der unentrinnbar und unüberholbar präsent ist¹¹ ausdrücklich benannt und gefeiert werden. Gegenwartssensibel muss Pilgerbegleitung ernst nehmen, dass der „neue Weg“ für viele Zeitgenossen zugewuchert und das Ziel „furchtbar weit weg“ ist. Das verlangt die Kunst der Mystagogie, des Tastens, des Lautwerdenlassens verborgener Fragen: Ist in meinem Leben alles entdeckt und erschlossen? Wohin gelange ich, wenn ich pilgernd mir fremd gehe und außer mir bin? Komme ich mir neu, auf Umwegen, auf den Grund? Muss ich dazu in die Ferne schweifen oder kommt mir der „fernnahe“ Gott bereits im Nahbereich näher, als ich mir selbst jemals nahe sein kann?

4. Pilgern als Pastoral der Sichtbarkeit

Pilgern ist „*Pastoral der Sichtbarkeit*“, des Sehens und Berührens, basaler Gefühle und Bedürfnisse. Darin wird auch die „haptische“ Kraft der Religion aufgegriffen, der Zauberscheuer „Saumberührung“ (vgl. Mt 9,20 und 14,36), der unkonventionellen Annäherung an das Heilige „von hinten“, „im Vorbeigehen“. Pilgern ermöglicht den Zugang zu einer sonst kaum für möglich gehaltenen Erlebnis- und Leibfrömmigkeit, den Respekt vor dem „einfachen“ Glauben des Volkes Gottes, das neue Gespür für Anders-Orte¹², Rituale, für Grenzerfahrungen und Abenteuer, fürs Exotische und Fremde, für „authentische Erfahrungen“, Selbstversuche unter freiem Himmel, für bedeutungsvolle Zeiten, lustvolles und doch ernsthaftes Gehen, Weltneugier, auch die sportliche Herausfor-

derung zu „unendlichen Reisen“, den Reiz des Außerordentlichen, eine anregende Atmosphäre, für spielerische Annäherungen an religiöse Phänomene, Ortswechsel, nachhaltige Eindrücke und Gemeinschaftserlebnisse. Pilgernd begehre ich auf: Es muss doch mehr geben als die zweckten Dienstwege, als die kalkulierten Wege mit ihrem Nutzenkalkül, die sich ökonomisch rechnen oder ein Bedürfnis befriedigen! Ich schätze die Würde der überflüssigen, unproduktiven Wege und Umwege, die ich „einfach umsonst“ gehe. Für Außenstehende ist es eine Paradoxie, dass strapaziöse Wege zugleich Freude machen, dass die katholische Frömmigkeit „Umwege“ schätzt, die zum Ziel führen.

Fußpilgern ist eine vormoderne Bewegungsart. Auch die Geschwindigkeit der Bewegung, ist vorneuzeitlich. Dieser fußläufige Christ erlebt die Zeit „anders“, quasi in Echtzeit. Das Reisen wie dessen Spezialform, das Pilgern als „heilige Reise“ stellt das Leben als Weg dar¹³. Das ist mehr als eine Metaphernreise. Reisen ist eine verdichtete Abbildung des eigenen Lebens; wir bewegen uns durch Zeit und Raum, machen Erfahrung von Abschied und Aufbruch, Neugier und Ungewissheit, Zurücklassen, Durststrecken, von Fremdbeggnungen, Umwegen, vergeblichen und gelingenden Wegen

Wir hoffen, unsere Lebensreise mündet an einem „heilen Ort“; und wir nehmen wahr, dass es schon in dieser Welt Zwischenstationen, Vorräume des endgültigen Zieles gibt. Im Wort „Reise“ (to arise = sich erheben) steckt eine österliche Semantik.

5. Pilgern als religiöse Bildungsreise

Pilgern ist mehr als ein Aspekt religiöser „Popkultur“¹⁴. Der Pilger darf auch ein religiöser Bildungsreisender sein. Pilgern – das ist Zeit für Gefühle, Lebensfragen, Sehnsüchte. Ich erliege emotional der Faszination des mich(!) wählenden Weges und der

Aura des Zielortes, erfahre „Wandel durch Annäherung“. Auf einer Pilgerreise soll auch Zeit bleiben für die Formung eines verständigen, hörbaren Herzens, also zur „Bildungsarbeit“. Bildung und Frömmigkeit formen.

Pilgern in der ruhelosen Spätmoderne ist nicht der Weg unverbindlicher Globetrotter und Nomaden, die im „Megatrend Spiritualität“ mitschwimmen; es ist ein Erkundungsgang in der *Zwischenzeit*, die uns vor Gott bleibt, ein Weg *im* Geheimnis, ins Geheimnis.

Die einen wollen, aufgehoben in einer Gruppe, reisen. Die anderen möchten sich keiner Gruppe und keinem aufoktroierten Programm unterordnen. Pilgern (und Gottesdienst) ist für andere ein „Ritual der Individualisten“¹⁵. Der Pilger nimmt in einer Zeit, in der die Distanzen schrumpfen¹⁶, den Zwischenraum wahr. Das Ziel ist nicht ohne Anstrengung und Wunden zu „haben“. Wer pilgert, verlangt nicht nach der „billigen Gnade“ (Bonhoeffer). Glaube ist ein vielleicht sehr langsamer und behutsamer Ortswechsel; eine riskante Bewegung – „für alle die im Herzen barfuß sind“ (Jan Skácel)... Wir wollen den Weg auch „erleiden“. Das Ziel „bittet“ um sanfte Annäherung, es widersetzt sich dem schnellen Zugriff, es will erarbeitet und zugleich erwartet werde. Das Heilige fällt uns nicht von selbst und durch Zufall in den Schoß. Die Pilgerbewegung kommt dem Anliegen vieler Christen entgegen, etwas für ihren Glauben zu tun, sich etwas unter Beweis zu stellen, aus sich herauszugehen.

Das, was mich am Ziel erwartet, ist kein leicht verwertbarer Konsumartikel, keine Bestätigung meines alten Ichs. Wer pilgert, will nicht mit Information und bloßem Bildungsgut zugeschüttet werden. Er bedarf der Unterstützung bei einer Konzentrationsübung. Ihm soll nicht nur im Heiligen Land das Wort Gottes auf ganz bestimmte Stellen „geklebt“ werden. Ein Pilgerort umfängt die Ankommenden gastfreundlich; er darf nicht durch Einseitigkeiten abschrecken oder durch religiöse Verhärtungen befremden. So an-

spruchsvoll das geistliche Angebot dort sein soll und so profiliert die Botschaft des Evangeliums zur Macht der Bilder und Orte hinzutreten muss, der Pilgerort muss „niedrigschwellige“ Elemente bewahren.

6. Der Seelsorger als geistlicher Reiseführer

Ein Pilgerweg, der nicht unversehens zu einer Sightseeingtour verkommen will, bedarf der geistlichen Wegbegleitung. Ohne kompetente Deuter stehen Besucher blind an heiligen Stätten, werden mit bloß archäologisch-historischer Information abgespeist, sie bleiben sprachlos und unberührt vom Charisma eines besonderen Ziels. Ohne die Vorbereitung eines „Resonanzbodens“, ohne Mystagogie¹⁷ werden manche Pilger wie Blinde am Ziel herumtappen. Sie werden bestätigt in dem, was sie ohnehin bereits mitbrachten. Sie sähen nur Objekte. Doch sollte auch ein Pilgerweg ein Initiationsweg, eine Bildungs-Reise sein: Christus und die Heiligen wollen sich mir einbilden. Der mich suchende ‚göttliche Pilger‘ soll Gelegenheit finden, in mich hineinzutreten

Wer eine Wallfahrtsgruppe begleitet, sollte wissen, was er will. Der Pilgerleiter ist kein Besserwisser, der eo ipso „Tiefe“ und „Niveau“ garantiert. Will ich in dieser dienenden Aufgabe mehr sein als ein Amateur, will ich leiten und delegieren, will ich Deuter, Seelsorger, Vermittler und Zeuge sein, den Suchenden helfen, ihre zum Teil verknöteten Wege zu ordnen und authentischer in der Nachfolge Jesu zu leben? Pilgerbegleitung ist ein Geben und Nehmen. Oft brechen im Gehen und am Ziel bislang uneingestandene Fragen und Zweifel auf, Traurigkeit und Verletzungen auf.

Wird die Reise (auch zu Nahpilgerzielen) zu einem „Aufbruch ins Evangelium“ (Knut Backhaus)? Das Wunder ist nicht buchbar und planbar. Unerwartet und ungefragt kann mir auf dem Pilgerweg Gottesbegegnung und Wandlung „passieren“ oder ich muss auch an heiligem Ort das Schweigen Gottes aushalten.

Ein geistliches Reiseprogramm darf nie zu vollgestopft und festgezurrert sein. Das Gespür von Freiheit, von „Tanz“ sollte gewahrt bleiben: wir überschreiten gewissermaßen leichtfüßig den Rand zur Ewigkeit, nehmen also zeichenhaft den Eintritt in das Gelobte Land, das Erreichen des auf uns zukommenden (und mitgehenden!) Zieles vorweg. Der Pilgerbegleiter wird die Individualität der Reisenden beachten. Der Einzelne darf auch mal ausbrechen können, um sich alleine zu verorten vor dem Geheimnis. Ein Pilgerleiter muss Enttäuschungen bearbeiten. Pilgerziele sind anders als touristische Traumziele oft karg und unspektakulär.

Pilgern ist eine unkonventionelle Reise, Ausbruch aus der Glaubensroutine, Freizeit *coram Deo*, die vielleicht nur momenthafte Entfachung eines mystischen Funkens in der Asche, die heilsame Ablenkung von meinem Ich im Blick auf den dankbaren Kranken in Lourdes und auf das uralte Marienbild am Weg! Pilgern ist kein Leistungssport, sondern eher der Breitensport des Gottesvolkes. Darum wäre Leistungsstress und das ehrgeizige Abhaken von Baedekerzielen – eine Variante der mittelalterlichen Motivation des Seelenheil-Erwerbs – kontraproduktiv. Die Reise zu „äußeren Orten“ dient dazu, dass ich mich selbst verorte – vor Gott.

Pilgern geht an die Substanz des „alten Adam“; manche „Energie“ wird verbraucht und gewandelt. Und doch schenkt dieses heilige Spiel der Kirche Gelegenheit, sich ungezwungen vor Gott zu stellen und aus dem Zustand der Dauerzerknirschung herauszufinden.

Meistens jedoch steht dem Pilger erst nach der Wallfahrt die längste Reise bevor: „Die längste Reise ist die Reise nach innen. (Dag Hammarskjöld).

Und Peter Handke beschreibt die Wandlung so: „Wenn du den Schmerz der Schwellen spürst, dann bist du kein Tourist; es kann den Übergang geben.“¹⁸

Anmerkungen:

- ¹ Heinrich von Kleist, Über das Marionettentheater in: Sämtliche Werke hrsg. von Paul Stapf, Wiesbaden o.J., S.1091; vgl. auch: Peter Haff, Die ungenaue Lage des Paradieses. Eine Reise zu den verlorenen Städten, München 2001 und: Alain de Botton, Die Kunst des Reisens, Frankfurt 2002.
- ² Klaus Kirchoff, Das gewisse Etwas. Phänomenologische Ansätze in der Religionspädagogik, Berlin 2007.
- ³ Armin Nassehi, Warum die Welt katholischer wird. Nicht in der Botschaft, sondern in ihrer Unbestimmtheit liegt die Kraft der Religion, in: DIE ZEIT Nr.16 vom 12.4.2007, S.54
- ⁴ Vgl. den Spruch von Liä Dsi: „So sprach Hu Kiu Dsi Lin:/Welches ist das erhabenste Ziel des Wanderers?/Das erhabenste Ziel des Wanderers ist, kein Ziel zu haben“, zitiert bei: Arnold Stadler, Sag, dass Jerusalem ist(!). Paul Celans „Wallfahrt nach Jerusalem“: IKZ Communio 18 (1989) S.181.
- ⁵ Vgl. Christoph Marksches/Hubert Wolf (Hg.), Erinnerungsorte des Christentums, München 2010.
- ⁶ So der Elisabethpfad, der Pilgerweg Loccum-Volkenroda, der Luther-Weg Sachsen-Anhalt, Pilgerwege auf den Spuren des hl. Olaf in Norwegen ...
- ⁷ Vgl. Michael Rosenberger, Wege, die bewegen. Eine kleine Theologie der Wallfahrt, Würzburg 2005. Christof May, Pilgern. Menschsein auf dem Weg, Würzburg 2004; Themenhefte in Concilium 32(1996) 322-343, in der IKZ Communio 1997, S.193-248, in der ThPrQ Heft 3(2007); der Diakonia 39(2008) 157ff, im LJ 61 (2011) 1-105, darin besonders Benedikt Kranemann, Auf dem Weg. Überlegungen zu einer Theologie der Wallfahrt aus der Liturgie ebd., S. 3-22; Paul Nagori, Worin liegt der Reiz des Pilgerns, in: Deutsches Pfarrblatt Heft 6 (2007) S. 304-306. Ottmar John, Wallfahrt und Pilgerschaft: WuA 41(2000) Heft 2, S.7-9. Notker Wolf, Wohin pilgern wir? Alte Wege und neue Ziele, Reinbek bei Hamburg 2009. Andreas Bernheim, Pilger oder Tourist, in: CIG Nr. 33/2010 S.367f. Andreas Lukas-Fritsch, Wenn Fernseh-Promis wallfahren. Warum Pilgern nicht nur in Deutschland boomt, in: HerKorr 62(2008) S.44-48. Michael Stausberg, Religion im modernen Tourismus, Berlin 2010. David Plüss (Hg.), Im Auge des Flaneurs. Fundstücke zur religiösen Lebenskunst. Festschrift für Albrecht Grözinger, Zürich 2009. Detlev Linau, Sich fremd gehen. Warum Menschen pilgern, Ostfildern 2009. Manfred Gerland, Faszination Pilgern. Eine Spurensuche, Leipzig 2009.
- ⁸ Vgl. Zygmunt Bauman, Postmoderne Ethik. Hamburg 1995, S.357-364. Ders., Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen, Hamburg 1997. Ute Guzzoni, Wohnen und Wandern, Düsseldorf 1999. Danièle Hervieu-Léger, Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung, Würzburg 2004, S.65-79.
- ⁹ Iso Bäumer, Wallfahrt als Handlungsspiel. Ein Beitrag zum Verständnis religiösen Handelns, Frankfurt 1977.
- ¹⁰ Fulbert Steffensky, Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2005.
- ¹¹ Vgl. Hans-Joachim Rennkamp, Wanderer Mensch, Wanderer Gott. Die unendliche Reise des Daseins zwischen Nichts und Fülle, in: CiG 52(2007) S.43f
- ¹² Michel Foucault, Andere Räume, in: Karlheinz Barck (Hg.), Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. Essays, Leipzig 7. Aufl. 2002, S. 34-46.
- ¹³ Henning Luther, Das Leben als Reise, in: Wolfgang Erk (Hg.), Radius-Almanach 1991/92, Stuttgart 1991, S.63-77.
- ¹⁴ Interessante Überlegungen dazu von Joachim Kunstmann, Pop & Protestantismus in: Harald Schroeter-Wittke (Hg.), Popkultur und Religion, Jena 2009, S. 13-22.
- ¹⁵ Z. B. Sarah Kubin, Ritual der Individualisten. Eine ethnographische Studie zum Wandel des katholischen Gottesdienstes, Tübingen 2009.
- ¹⁶ Vgl. Marianne Gronemeyer, Das Leben als letzte Gelegenheit, Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit, Darmstadt 1993, S.107-121.
- ¹⁷ Hilfen dazu z.B. in: Ehrenfried Schulz (Hg.), Faszination Wallfahrt. Predigten mit Hintergrund, Donauwörth 2005; Michael Kessler (Hg.), Mit den Füßen beten. Ein Pilgerbuch, Ostfildern 1999; Inge Kirsner, Reisen – mit Gott und der Welt zu sich selbst, in: Helga Kuhlmann/ Hans-Martin Gutmann (Hg.), Reisen. Fährten für eine Theologie unterwegs, Münster 2003, S.28-38.
- ¹⁸ Peter Handke, Phantasien der Wiederholung, Frankfurt 1996, S. 13.

Kreuzweg – Lebensweg

Der Udlerer Kreuzweg

Das Kreuz ist für den christlichen Glauben das Merkmal schlechthin. Es gehört in die Häuser von Christen hinein, steht am Weg ihrer Ortschaften, bildet einen Bestandteil ihrer Kirchen, und es wird tragen. Mehr noch: Das Kreuz ist bei den Katholiken in der ausführlichen Form des Kreuzweges nicht wegzudenken. Kein katholisches Gotteshaus ist ohne einen Kreuzweg vorstellbar. Die Bedeutung des Kreuzes kommt daher, dass es nicht nur ein Zeichen für das Leiden und den Tod Jesu ist, sondern auch ein Zeichen für Heil und damit für die Hoffnung bei den Christen.

Kreuzwege gibt es aller Arten. Sie sind verschieden, aber sie vermitteln alle in Bildern dieselbe Botschaft, nämlich den letzten Weg, den Jesu vom Haus des Pilatus bis zu Golgota gegangen ist. Sie tun es in Anlehnung an die Passionsgeschichte aus den Evangelien.¹

In den letzten Jahrzehnten sind Kreuzwege entstanden, die künstlerisch auf eigenartige Motive zurückgreifen, um die Botschaft des Kreuzweges greifbar zu vermitteln, erfahrbar zu machen und damit Menschen anzusprechen.² Dazu zähle ich den – vielen von uns unbekannt – „Udlerer Kreuzweg“, wovon hier die Rede sein soll³.

Auf den Spuren der Entstehung

An den Wegen, die Pilger nach Trier zu dem verehrten Grab des Apostels Matthias führen, stehen viele Kreuze. Einige davon sind von den Pilgergruppen selbst eingeweiht worden; sie dienen als Stationen, die den Pilgern die Möglichkeit anbieten, innezuhalten und Gebet zu sprechen. Im kleinen Dorf

Udler in der Eifel steht auch ein von der Pilgergruppe Oedekoven-Bürvenich eingeweihtes Kreuz an der Hauptstrasse, unmittelbar an der Dorfkirche St. Stephanus. Nicht nur bleiben Pilger an diesem Kreuz stehen, sondern sie gehen auch in die oberhalb der Strasse liegende St. Stephanus-Kirche hinein für eine kurze Andacht, und zwar vor der Mittagspause. In dieser Dorfkirche hängt ein Kreuzweg an der Wand zur Sakristei. Jedem aufmerksamen Besucher fällt dieser Kreuzweg dadurch auf, dass er mit attraktiven Farben und manchen ungewöhnlichen Motive die Stationen darstellt.

Der von 1957 bis 1999 in Brockscheid (Eifel) als Pfarrer eingesetzte Priester namens Willfried Meßbacher ist der geistiger Vater des in der o.g. Dorfkirche zu Udler befindenden Kreuzweges. In diesem Kreuzweg sowie in anderen Bereichen wie Musik, Photographie und Malkunst usw. zeichnen sich die künstlerischen Talente des Trierer Priesters ab. Er soll neben dem Kirchenchor eine Blasmusik und eine Schulmusik gegründet haben, denen er als Dirigent vorstand. Außerdem muss es noch Gemälde an Häusern in Udler geben, die von seinem Können zeugen. Von ihm stammt der Kreuzwegentwurf, den Frau Martina Kremer in Glasma-lerie umgesetzt und festgehalten hat⁴.

In den letzten zehn Jahren, die ich unterwegs nach Trier mitgepilgert bin, hat mich der Udlerer Kreuzweg immer wieder angesprochen. So habe ich mir vorgenommen, meine jahrelange Betrachtung letztendlich niederzuschreiben.

Kreuzstationen im Blick

Der Udlerer Kreuzweg endet mit der fünfzehnten Station. Er stellt die traditionellen Stationen mit ihren Themen dar, erweitert sie durch eine Station und stellt sie bildlich anders als sonst. An dieser Stelle lasse ich auswahlweise mit Hilfe kurzer Beschreibungen die Bilder für sich sprechen, bevor ich in dem nächsten Schritt auf die besonderen Akzente eingehe.

I



sind die aufgebrachten Menschen, deren geballte Fäuste auf dem Bild zu sehen sind.

Von Pilatus, der das Urteil über Jesus fällt (erste Station), sind nur die Hände zu sehen. Das Wasser, in dem er meint, seine Unschuld zu waschen, ist bereits mit Blut vermischt. Mit Pilatus in Schuld verwickelt

IV



Getreide als Symbole für das Feld, von Simon soeben zurückkommt.

Die Hilfe von Simon von Zzyrene (fünfte Station) kommt dadurch zum Tragen, dass zwei fremde Hände das Kreuz Jesu mitstützen, die somit die Hilfsbereitschaft des Simon zum Ausdruck bringen. Am Kreuz hängen

IX



Zusätzlich wird das Herz des Herrn mit einem Stein zerschlagen und zertreten.

Das Kreuz, worunter Jesus zum dritten Mal fällt (neunte Station) liegt jetzt am Boden. Dies macht deutlich, wie schlimm der Fall ist, verstärkt durch die Menschen, die mit ihren Füßen stampfen und trampeln.

XIII



Rose mit grünen Blättern und die Zeichen A und Ω in den Mittelpunkt stellt.

Die dreizehnte Station, die traditionell den verstorbenen Jesus auf dem Schoß Marias zeigt, wird anders gestaltet: Sie führt das bereits in der vorweggenommene XII. Station Thema Auferstehung weiter, indem sie eine

XV



den lebenden Jesus im Bild mit der erhobenen Hand als Siegeszeichen. Im Hintergrund sieht man das leere Grab (unten) und den strahlenden Himmel (oben).

Die sprossende Rose ist der auferstandene Herr, von dem der Engel spricht und sagt: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten. Er ist nicht hier, sondern er ist auferstanden“ (Lk 24,5c-6a).

Mit diesem positiven Bild der fünfzehnten Station entlässt der Künstler den Beter und Betrachter seines Kreuzwegs.

Im Zeichen des Lebens

Der Udlerer Kreuzweg geht aufgrund seiner Grundgestaltung und der verwendeten Motive sowie der Botschaft über die Tradition hinaus.

Der Betrachter vermisst auf den ersten Blick Menschenbilder, sei es von Pilatus und Gefolge oder von Jesus oder von den Soldaten oder von der Menge oder von den Frauen usw. Bis auf die sechste und die fünfzehnte Station, wo dem Künstler wichtig ist, das leidende Gesicht Jesu, den Auferstandenen und Erhöhten als den Lebenden zu zeigen, sind weitere Figuren wie Pilatus, Veronika, Simon von Zyrene und Menschenmenge durch Hände und Füßen angedeutet sowie die weinenden Frauen durch ein aktualisiertes Bild einer Frau mit Embryo in den Händen.

Auffallend ist zweitens die Zahl der Stationen: Nicht vierzehn sondern fünfzehn Stationen hat der Udlerer Kreuzweg, wobei es dem Künstler nicht um die o. g. neue Tendenz von Meditation und Spiritualität geht⁵.

Dem Betrachter fallen außerdem die kräftigen Farben auf, die paradoxerweise unseren Kreuzweg freundlich darstellen. Sie dominieren alle Stationen und bringen über das Leiden hinaus den Auferstehungs- und Hoffnungsgedanken emotional zum Ausdruck.

Insgesamt präsentiert der Künstler den Leidensweg Jesu bildlich anders und interpretiert ihn gleichzeitig.

Dabei ist das Kreuz, bis auf die Szene bei Pilatus (erste Station), die Grablegung (vierzehnte Station) und die Auferstehung sowie Erhöhung (fünfzehnte Station) konstant zu sehen. Das Kreuz wird natürlich mit den Szenen der Passion Jesu verbunden, aber der Künstler bleibt nicht beim Kreuz stehen: Er baut fröhliche Motive wie Herz und Rose (mit grünen Blättern) sowie die Zeichen A, Ω und IHΣ ein. Damit kann der Betrachter die christlichen Leitgedanken Heil und Hoffnung nicht aus den Augen verlieren. Dies lässt der Künstler in die fünfzehnte Station über den auferstandenen und erhöhten Herrn münden. Er gibt damit seinem Kreuzweg die

letztendliche Bedeutung des Kreuzes, nämlich: Im Kreuz ist das Heil.⁶

Dass im Kreuz Heil ist, ist nicht die Erfindung unseres Künstlers. Sein Proprium ist aber, dass es ihm gelungen ist, den Lebenssieg (den Heilsgedanken) in die Beschreibung der Passionsereignisse Jesu – sowohl durch die Farben als durch die verschiedenen Motive – einzubetten.

Die traditionellen Kreuzwege, die mit der Grablegung enden, sind darauf bedacht, den Leidensweg Jesu darzustellen und ihn dem Beter und Betrachter zum Nachgehen anzubieten. Mit dem Udlerer Kreuzweg ist es so, dass der Beter und Betrachter, indem er den Leidensweg Jesu nachgeht, bereits in die Auferstehungsgedanken hinein- und mitgenommen wird, und nicht mit dem Bild des Schmerzensmannes und der Grablegung nach Hause geht. Dies scheint mir die Absicht des Künstlers zu sein. Vielleicht hat sich der Künstler von Paulus und dem vierten Evangelisten inspirieren lassen.⁷

Es ist der Gedanke, dass alles nicht am Kreuz und mit dem Kreuz endet, sondern über das Kreuz hinaus in jenseitiges Leben eingeht, ein Gedanke, der die pilgernden Christen begleitet und sie zum (ewigen) Ziel führen will: Sie sind unterwegs, wo sie im Alltag die Kreuzerfahrung machen, und sie leben gleichzeitig davon, dass der Gekreuzigte Herr über Leid und Tod ist.

Von daher besteht die Parallele nicht nur zwischen Lebensweg und Pilgerweg, sondern auch zwischen Lebensweg und Kreuzweg. Der Kreuzweg wird dadurch Pendant zum Lebens- und Pilgerweg, auf dass der pilgernde Gläubige, trotz der Erfahrung mit dem eigenen Kreuz, befähigt wird, die Hoffnung auf das Heil nicht zu verlieren, sondern die Erfahrung des Unterwegsseins auf das Ziel hin zu gestalten.

Kreuz, Heil und Hoffnung, diese drei Leitmotive und ihr enger Zusammenhang bilden, m. E. die Grundelemente des Udlerer Kreuzweges.

Anmerkungen:

- ¹ Natürlich stammen nicht alle Stationen aus den Evangelien: Die mittelalterliche Volksfrömmigkeit fügte die sieben legendären Stationen zu den ursprünglichen sieben biblischen Stationen. Außerdem erweitern Kreuzwege der jüngsten Zeit die traditionellen 14 Stationen auf 15 (ich komme noch darauf zurück).
- ² Neue Kreuzwege versuchen, aktuelle Themen wie Gerechtigkeit, Frieden, Schöpfung, Befreiung usw. zu integrieren, um dadurch eine lebendige Form der Kreuzwegfrömmigkeit zu vermitteln (vgl. Christian Schütz (Hrg.): Praktisches Lexikon der Spiritualität. Freiburg – Basel – Wien: Herder 1992, Sp. 741-742). Der Kreuzweg zur Misereor-Fastenaktion 2011 unter dem Titel „Weg der Liebe Gottes unter uns“ ist eines der jüngsten Beispiele dafür (siehe das Magazin Misereor. Ihr Hilfswerk. Liturgische Bausteine 2011, S.60-73). Kreuzwege dieser Art gibt es mittlerweile genug.
- ³ Dieser Kreuzweg trägt keine Überschrift. Ich nenne ihn Udlerer Kreuzweg nach dem Namen des Dorfes (Udler), in dessen Kirche unser Kreuzweg an der Wand hängt.
- ⁴ Die Informationen über die Entstehung des Udlerer Kreuzweges sind mir von der Küsterin Frau Gertrud Schäfer, die Pfarrer Meßbacher gekannt hat und immer noch als Küsterin in der Udlerer Dorfkirche tätig ist, überliefert worden. Frau Kremer konnte sie bestätigen. Pfarrer Meßbacher ist 2000 verstorben. Wenn ich in der Textausführung vom Künstler rede, meine ich Pfarrer Meßbacher, den Erfinder und geistigen Vater unseres Kreuzweges.
- ⁵ Siehe Anmerkung 2.
- ⁶ Durch die fünfzehnte Station eignet sich der Künstler den christlichen Glauben an die Auferstehung Jesu an. Er tut es aber nicht im Sinne von Kreuzwegen jüngster Zeit, die die Auferstehung Jesu in den Dienst engagierter Theologie und Spiritualität stellen wollen, wie z.B. die Befreiungstheologie. Er betreibt die klassische Kreuztheologie, wo er nicht bei der „memoria passionis“ stehen bleibt. Trotzdem kann unser Künstler – im Anschluss an die bestehenden Kreuztheologien – nicht die menschliche Verzweiflung angesichts des Leidens und des millionenfachen Todes leugnen.
- ⁷ Das Johannesevangelium bringt das Kreuz in Zusammenhang mit der Erhöhung (Joh 3,14; 12,32-33). Bei Paulus ist das Kreuz für den Glaubenden das durch den Geist geoffenbarte Geheimnis der göttlichen Weisheit (1 Kor 1,17-25; 2,6-10).

Martin Lätzel

Nähe ermöglichen – Mission possible?

Anmerkungen zum Konstrukt der „Pastorale Räume“

Pastorale Räume dürfen kein Strukturmerkmal sein, sondern müssen eine Einstellung werden. Solange wir versuchen werden, Kirche zu „organisieren“, werden wir an den Gegebenheiten scheitern. Glauben lässt sich nicht bloß organisieren, Glauben lässt sich nur leben. Von Menschen, die mit Freiwilligen und Ehrenamtlern arbeiten, haben wir gelernt, dass sich Menschen nur dann engagieren, wenn sie es aus freien Stücken tun, wenn die Kompetenzen geklärt sind, wenn Einsatzzeitraum und Einsatzumfang überschaubar sind und wenn man einen eigenen Benefit bekommt. Die Globalisierung lehrt uns, dass wir uns einer immer stärkeren Komplexität stellen müssen und deswegen wieder verstärkt, die Nähe suchen, den überschaubaren Raum. Der Verlust der Privatheit und die Ökonomisierung der Aufmerksamkeit (Georg Franck) – auch und gerade durch die neuen Medien und die damit verbundene mediale Performance des eigenen Lebens – führt dazu, dass Menschen nicht nur beachtet, sondern geachtet, ja, geliebt werden wollen und dies auch in einer direkten, non-virtuellen Weise erfahren möchte.

Wer die Kirche bloß „organisieren“ will, wird an diesen Hürden scheitern. Angesichts der vorherrschenden Berufungskrise, der Finanzkrise und der Glaubenskrise Strukturen retten zu wollen, die Tradiertes – oder Überkommenes? – beibehalten, heißt, Menschen in ein Raster zu zwingen, in das sie womöglich nicht mehr wollen. Vieles, das uns in der Kirche lieb geworden ist, war kontextuell und zeitbedingt, aber die Zeiten

haben sich gewandelt. Das gilt für Ehrenamtliche und für Hauptamtliche. Im Gegensatz zu diesen, können jene sich befreien und werden das auch tun. Auf lange Sicht, werden die Auswirkungen auf das Hauptamt noch größer werden. Zu den bisherigen Beweggründen, nicht mehr Priester, Pastoralreferent oder Gemeindeferent werden zu wollen kommen Prägungen, die den Gedanken an einen kirchlichen Berufsweg gar nicht mehr aufkommen lassen.

Glaube und Hoffnung stehen im Vordergrund

Wer sich über das Fortbestehen des christlichen Lebens in unserem Land Gedanken macht, der darf nicht primär bei der Struktur ansetzen. Wer sich über die Zukunft des Christentums – und der Kirche als die Gemeinschaft der Glaubenden – Gedanken macht, muss nach der Hoffnung, der Sehnsucht und den Ängsten fragen. „Mit Recht“, so sagt die Konzilskonstitution *Gaudium et Spes*, „können wir annehmen, dass das künftige Schicksal der Menschheit in den Händen jener ruht, die imstande sind, den kommenden Generationen Gründe des Lebens und der Hoffnung zu vermitteln.“ Wer sich über die Zukunft der Kirche in Deutschland Gedanken macht, muss über den Grund zu leben und den Grund zu hoffen denken und sprechen. Wer sich über die Zukunft der Kirche in Deutschland Gedanken macht, muss über die Hermeneutik des Seins jetzt und im Kontext unserer Welt denken und sprechen. Menschen brauchen heute mehr Interpretationshilfen denn je. Diese Erfahrungen des Erlebens und dieses Erzählen und die Interpretation aber ist nur über Nähe möglich. Wer über den Pastoralen Raum spricht, muss über die Möglichkeit der Begegnung reflektieren. Pastorale Räume müssen Nah-Räume sein.

Die Haltung des Pastoralen Raumes ist die grundsätzliche Bereitschaft zum Verstehen des Lebensumfeldes und der Gedankenwelt der Menschen.

Nur wer selber begeistert ist, kann andere mitreißen. Wer andere begeistern möchte, muss wissen, was sie wollen, was sie hoffen, worüber sie sich freuen und was sie befürchten. Das widerspricht jeglicher Planungslogik in deutschen (und vermutlich auch anderer Länder) Diözesen. Barack Obama hat die amerikanische Präsidentenwahl gewonnen, weil es ihm gelungen ist, die Politik zur Sache der Bürgerinnen und Bürger zu machen. Natürlich war das Internet hilfreich, Social Media, Web 2.0. Aber aus seiner Zeit als Streetworker und Communityorganizer wusste er vermutlich, dass sich Dinge zu ändern und entwickeln lassen, wenn alle mit im Boot sind, wenn alle bereit sind, den Staat, die *res publica* zu ihrer ganz eigenen Sache zu machen.

„Du bist Kirche! Auf Dich kommt es an!“

Das sind zweierlei Verpflichtungen. Für die Hauptamtlichen und besonders für leitende Hauptamtliche bedeutet das, Charismen wirklich anzuerkennen und fördern zu lernen. Charismen erkennt man aber nur, wenn man die Trägerinnen und Träger der Charismen kennt.

Im Umkehrschluss heißt das für jeden einzelnen Christen, sich in die Verantwortung nehmen zu lassen. Martin Buber hat einmal das elfte Gebot formuliert: „Du sollst Dich nicht vorenthalten!“ Sich nicht vorenthalten gilt für das Gebot der Nächsten- und der Gottesliebe. Und es gilt für alle in der Gemeinschaft der Glaubenden – ohne Ausnahme.

Pastorale Räume als Haltung zu gestalten heißt nichts anderes, als dass sich Christinnen und Christen in dieser Gesellschaft bewegen, am Gelingen menschlichen Lebens mitwirken und von ihrer Hoffnung sprechen, die sie erfüllt. Nur, wer nah dran an den Menschen ist, kann sie in ihre Verantwortung rufen. Eine Pastoral des Rufens setzt die Kenntnis der zu Rufenden voraus.

Chancen und Gefahren

Es gibt Chancen und es gibt Gefahren auf dem Weg der Gestaltung pastoraler Räume. Die Gefahr liegt darin, eine leichte Struktur zu finden, die nur das Gewohnte weiterführt: nämlich eine möglichst reibungslose (wenn das bei diesen Größenordnungen noch möglich ist) Verteilung der Priester und Hauptamtlichen. Man delegiert einige Aufgaben an Ehrenamtliche, denkt allerdings nur eine bereits vorhandene Struktur weiter. Die Chance, die in der Gestaltung pastoraler Räume und der Bildung lokaler Gemeinden liegt, ist der von Comblin beschriebene induktive Ansatz. Wo setzen sich Christen für die Kirche vor Ort ein? Welche Initiativen gibt es bereits? Wo wächst Gemeinde?

Die Gestaltung und die Definition eines Pastoralen Raums und in ihm einer Vielzahl (örtlicher) Gemeinden wären in diesem Fall eine Bestätigung des christlichen Lebens vor Ort und das Ernstnehmen der Charismen der Getauften und Gefirmten, unterstützt durch eine gute Aus- und Fortbildung. Theologische Bildung im Rahmen der Gemeindeentwicklung ist also immer verbunden mit einem persönlichen Reflexionsprozess und darüber hinaus die Ermöglichung von Freiheit – gegen eine bloße Verzweckung zur Aufrechterhaltung pastoraler Strukturen.

Die Chance des Pastoralen Raumes liegt in der Beziehung. Menschen leben und glauben aus dem Dialog und durch den Dialog. Zum Menschsein gehört Gemeinschaft. „*Der Mensch wird am Du zum Ich*“ – Das ist der zentrale Satz der Philosophie des großen jüdischen Gelehrten Martin Buber. Er bedeutet nichts anderes, als dass der Mensch auf die Beziehung ausgerichtet ist. Ohne die Beziehung zu anderen Menschen kann es kein Bewusstsein der eigenen Persönlichkeit geben; ohne den Kontakt und den Dialog kann es kein Selbstbewusstsein geben. Beziehung entsteht durch Nähe. Das Zusammenkommen mit anderen Menschen fordert

das eigene Profil heraus. Es befreit von Einsamkeit und es befreit von der Verlorenheit des Alleinseins. Es kann nach Buber kein Du ohne das Ich geben und kein Ich ohne das Du. Niemand lebt für sich alleine auf dieser Welt. Menschen können nicht alleine leben. Sie brauchen Partnerinnen und Partner. Sie brauchen die immer währende Zusage der Nähe. Sie brauchen die Nähe des Gegenübers, des Mitmenschen. Und sie brauchen die Zusage und das Gefühl der Nähe Gottes; Sinn und Geschmack für's Unendliche nannte Friedrich Schleiermacher diese emotionale Dimension.

Um das Miteinander in Beziehung zu ermöglichen, braucht es für den Glauben Nähe – und keine definierten Orte in der nächsten Kreisstadt. Die vielleicht auch, aber erst in zweiter Linie. Weit entfernte Gemeindeorte sind keine Orte mehr, weil sie keine Beziehung ermöglichen. Wenn sich das Glaubensleben derart zentralisiert und funktionalisiert (alle vier Wochen Sonntags um 11), entörtlicht die Kirche. Welche Möglichkeiten gibt es, eine Entörtlichung zu verhindern? Wenn wir ansetzen bei den einzelnen Christen, ihrem Leben und ihrer Hoffnung. Es geht nicht weniger als um die (Neu-)Entdeckung der Charismen aller Menschen und dies zum Wohle von Gläubigen und Nichtgläubigen. Jeder Christ und jede Christin ist mit der Taufe berufen zum Dienst an der Gemeinschaft. Die Frage nach der örtlichen Gemeinde ist die Frage nach einem zugänglichen also einem nahen Glaubens-Ort. Und hier ist Nähe nicht nur topographisch verstanden, sondern als menschliche Nähe, als Beziehung. Als eine Nähe, die Verweilen ermöglicht, Orientierung auf dem Glaubensweg, Feier der Erinnerung und Nähe, in der Sammlung gelingt. Das sind Glaubensräume, selbst wenn sie nicht räumlich umschrieben sind. Da sind Kirchenorte, die zur Einkehr einladen, da sind caritative Orte, Knotenpunkt, die Hilfe anbieten, und es sind Vereine, Gruppen, Verbände und Gemeinschaften beschrieben.

Gemeinden müssen überschaubar sein

Pastorale Räume sind als Haltung ein Plädoyer für die Bildung überschaubarer, nahe-liegender Gemeinden und Gemeinschaften. Die gibt es nur mit Menschen, nicht für sie und erst recht nicht ohne sie.

Die Gemeinschaft der Nähe ist ein Zeichen der Ver-Ortung des Christentums, ja das örtliche Zeugnis desselben und zielt auf den Sozialraum der Menschen ab. Michael Hochschildt hat anschaulich dargestellt, dass das Matthäuswort (Mt 18,20), wonach Christus gegenwärtig ist, wo Zwei oder Drei versammelt sind, keine Ausschließlichkeit der Vergemeinschaftung darstellt. „Es gibt keine Bevorzugung und keine Benachteiligung bei dieser zugesagten Gegenwart. [...] Die binnenkirchliche Vergemeinschaftung des Christen ist in dieser Hinsicht nicht mehr, aber auch nicht weniger zur Erprobung und Bewährung des christlichen Glaubensweges geeignet als seine Vergesellschaftung [...]. Das Christentum kennt eben nicht nur die überschaubare Tischgemeinschaft bei der Feier der Eucharistie, sondern auch die erweiterte Tischgemeinschaft [...] mit [...] anderen, die nur die Botschaft hören, ohne bereits dazu zu gehören [...]“¹ Da die Gesellschaft plural ist, muss sich der Weg in diese Gesellschaft in der pluralen *Communio* der Gemeinde abbilden und kann dies nur, wenn sie eben nicht auf ein oder zwei Hauptamtliche konstruiert und/oder reduziert wird.

Territorialprinzip als Auslaufmodell?

Dass eine Art von Territorialprinzip der Kirche sinnvoll ist, steht außer Frage. In Frage steht lediglich, wofür es genutzt wird. Was wir heute allerdings brauchen, ist ein quasi inverses Territorialprinzip. „Geht unter die Menschen, heißt es, „Sucht die Nähe, breitet euch aus!“ lautet es. Zieht euch nicht in immer unüberschaubarere Großpfarreien zurück! Denn wenn Zwei oder drei beisam-

men sind, dann ist das Kirche. Das Territorium wird in seiner Erfahrbarkeit und in seiner Wahrnehmung als Kontext des menschlichen Lebens neu in den Blick genommen werden müssen, aus einer Haltung heraus und nicht als Strukturmerkmal, und die Haltung ist entscheidend.

Wer handelt? Jeder Christ und jede Christin. Wer die Haltung verändern will, muss das bisherige Verständnis auf den Kopf stellen. Da sind nicht „die da oben“, die mächtig sind und die etwas zu sagen haben und „die da unten“, die brav zu folgen haben. Wie es mit dem Glauben weitergeht, weiß jeder für sich ganz genau. Und jeder kennt Menschen und seine Umgebung und weiß um das nahe Leben und die nahen Hoffnungen.

Pastorale Räume – Mission possible?

Ist nun das Plädoyer für die Nähe ein Plädoyer für den geschützten, selbstreferentiellen Raum? Wer eine Pastoral der Nähe betreibt, für den bekommt das Wort „Mission“ einen neuen Klang und es wird sich zeigen, das gerade hier, in den Pastoralen Räumen, Mission möglich ist. Mission zu betreiben heißt dann, im Vertrauen auf das Wort Gottes von der eigenen Berührung zu erzählen, durchaus mit der Absicht, den Anderen zu begeistern. Diese Kommunikation ist angesichts der Diagnose des Missionslandes Deutschland zwingend notwendig. Mission ist Kommunikation per se, über das, was den eigenen Glauben ausmacht, über das, was an Fragen und Zweifeln begegnet und über das, was wir in der Gesellschaft vorfinden. So kann die Mission auch zu einem prophetischen Zeugnis werden, wenn angesichts von Ungerechtigkeiten und Schief lagen mit der befreienden Botschaft des Evangeliums argumentiert wird.

Mission nimmt immer Rücksicht auf die konkreten und erfahrbaren Gegebenheiten, in denen sie erfolgt (das religiöse und gesellschaftliche Umfeld), dass sie sich sowohl aus

der Geschichte, der Tradition und der Offenbarung verantwortet, wie aus den konkreten Erfahrungen der Gegenwart, dass sie sich in Ausdrucksweisen kirchlichen Lebens wieder finden muss, also in Liturgie, Katechese und Diakonie, und dass sie ganz eng an das jeweils persönliche Zeugnis gebunden ist. Wer den Kontext ernst nehmen will, muss nah dran sein.

Das missionarische Zeugnis wird überdies immer mit dem persönlichen Zeugnis verbunden sein. Selbst, wenn wir Gottesdienste, Kasualien, Glaubenskurse etc. als missionarisch verstehen, leben sie aus der Authentizität der handelnden Personen. Authentisch zu erzählen bedeutet, das Erzählen von dem, was erlebt, erfahren und bewegt wurde und sich damit in die Geschichte und die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft zu stellen. „In der Erzählung“, so Johann Baptist Metz, „kann anders als im reinen Diskurs, anders als im reinen Argument, das Ganze der Geschichte und der universale Geschichtssinn so besprochen werden, dass sich die Rede von diesem universalen Sinn gleichwohl nicht in einen logischen Totalitätszwang, in eine Art transzendentaler Notwendigkeit überführt, derzufolge dann die einzelnen Schicksale, die praktischen Sinn Geschichten der einzelnen gegenüber einem solchen ‚notwendigen‘ Heilssinn der Gesamtgeschichte zwangsläufig sekundär würden und nur noch nachträglich eingeordnet werden könnten in den subjektlosen Rahmen einer solchen endgültigen Heilsgeschichte. In der narrativen Konzeption des christlichen Heils treten Geschichte und Geschichten, die eine Heilsgeschichte und die vielen Geschichten des Heiles und des Unheiles der einzelnen, zusammen und ineinander – ohne gegenseitige Verkürzung.“² Johann Baptist Metz' Votum kann angesichts der Frage nach der Mission, als Plädoyer für das persönliche Bekenntnis gelesen werden, als Teilen der persönlichen Erfahrungen. Indem das Bekenntnis einen einladenden Charakter hat, folgt sie einer Idee von Mission, die nicht zwingt, sondern sich bereit hält für die Entwicklungen der

Biographie des jeweils anderen, in dem sie – aus eigener Begeisterung – der aktuellen Gesellschaft, bzw., dem Individuum in dieser Gesellschaft, vom eigenen Glauben erzählt.

Pastoraler Raum ist Nah-Raum

Erzählen braucht Nähe. Die Erfahrbarkeit des Individuums braucht Nähe. Die Kenntnis des Kontextes, des Sozialraumes, wenn man so will, braucht ebenfalls Nähe. Wer die pastoralen Räume als Haltung sieht, wer sich nicht vorenthält, wer bereit ist, auch in kleiner Gemeinschaft vor Ort Kirche, Kirche der Nähe – eben in einem gemeinsamen Raum und durch diesen geprägt – zu sein, der lebt Glauben viel stärker, als jegliche Struktur dies möglich macht. Wer eine Pastoral der Nähe lebt, lebt a priori missionarisch, weil der Glaube erfahrbar ist. Wer sich über die Zukunft der Kirche in Deutschland Gedanken macht, muss über den Grund zu leben, den Grund zu hoffen, die Interpretation und Sinngebung des Lebens in einer unübersichtlichen Welt denken und sprechen. Überall. An jedem Ort. Als ganz persönliche Haltung.

Wenn wir danach über Struktur reden, dann muss es eine Struktur sein, die Nähe ermöglicht.

Anmerkungen:

- ¹ Michael Hochschild, „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind...“ Über christliche Vergesellschaftungsstile und das Maß der Dinge, in: ThG 46(2003), 127-137, 136.
- ² Johann Baptist Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft. Studien zu einer praktischen Fundamentaltheologie. Mainz 1992, 162f.

Mit einem Male wurde es ganz still...

Über Katechese und die Rolle und Aufgabe von Katecheten/-innen

Gemeinsam mit der Katechetin hatte man in der kleinen Gruppe der Firmbewerber den Film „J'attendrai le suivant“¹ gesehen. Der nur fünfminütige Film hinterließ zunächst allgemeines Schweigen. Erst als sich die Katechetin die Nase putzte und alle aufsahen, bemerkten sie, dass diese Tränen in den Augen hatte.

Nun denn, ein wenig Rührung am Ende eines Films, das trauten die anwesenden jungen Männer jeder Frau zu. Doch an diesem Abend war es anders. Zunächst ein wenig entschuldigend, begann die junge Frau zu erzählen: von ihren Träumen und Enttäuschungen, von ihrem Glauben an die „wahre Liebe“. Die Firmbewerber waren einigermaßen betroffen, zunächst beschämt. Doch am Ende des Abends war nicht nur ein tiefes Verständnis füreinander gewachsen, waren sie fast zu einer Art „verschworener Gemeinschaft“ geworden. Viel mehr noch waren sie beeindruckt, vielleicht gar dankbar für den Einblick in die Tiefen der menschlichen Persönlichkeit, den sie einander geschenkt hatte.

Ein seltener Moment innerhalb katechetischer Prozesse? Wer auf die übliche Sakramentenkatechese vor Erstkommunion und Firmung schaut, wird dies wohl eher bejahen. Aber es gibt sie, diese besonderen Momente, wo genau das geschieht, was Katechese sein will: gemeinsames Lernen im Glauben durch Teilen von Erlebnissen und Erfahrungen.

Zunächst: Was ist Katechese, was will sie sein?

Ein Vergleich verschiedener Aussagen über Selbstverständnis, Zielgruppe, Träger, Inhalt, Ziel und Weg der Katechese lässt erkennen: *Katechese ist ein bewusster und zielgerichteter Lernprozess im Glauben, der sich an Glaubende richtet und Auftrag der ganzen Kirche ist. Ihr Inhalt ist die Offenbarung Gottes in Jesus Christus, die es im Blick auf das Leben des einzelnen in Gespräch, Gebet, Gottesdienst und praktischem Tun auszuüben gilt, um zu einem bewussten und das Leben durchdringenden Glauben zu führen.*

Ausgehend von diesem Verständnis bedarf es des Engagements der ganzen Kirche, deren Auftrag und Identität es ist, unaufhörlich von Jesus Christus und seiner Botschaft Zeugnis zu geben. Paul VI. nannte dieses Tun „Evangelisierung“: „Evangelisieren ist in der Tat die Gnade und eigentliche Berufung der Kirche, ihre tiefste Identität. Sie ist da, um zu evangelisieren, d. h. um zu predigen und zu unterweisen, Mittlerin des Geschenkes der Gnade zu sein, die Sünder mit Gott zu versöhnen, das Opfer Christi in der heiligen Messe immer gegenwärtig zu setzen, welche die Gedächtnisfeier seines Todes und seiner glorreichen Auferstehung ist“ (EN 14).

Der Sendungsauftrag der Kirche geht alle an. So hat sich vor allem in Deutschland in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil als grundsätzlicher Weg der Katechese die „Gemeinde-Katechese“ herausgebildet. Sie kann als Grundmodell katechetischen Wirkens verstanden werden.

Gemeindekatechese als Grundmodell

Auf dem Hintergrund der in den 1960er Jahren wahrnehmbaren Brüche in der kirchlichen Sozialisation und einer zunehmenden Distanzierung weiter Teile der Bevölkerung vom kirchlichen Leben sowie der gleichzeitigen Krise des schulischen Religionsunter-

richts entsteht etwas Neues. Erster Schritt ist die Herauslösung der Sakramentenkatechese mit Kindern aus dem Religionsunterricht und seine Rückkehr in die Gemeinde. Damit kommen neue Zielgruppen in den Blick: Erwachsene als Adressaten und Mitwirkende bei der Sakramentenkatechese von Kindern (und später auch Jugendlichen), erwachsene Taufbewerber und die Eltern von Täuflingen. Darüber hinaus entstehen unterschiedlichste Formen der Erwachsenenkatechese als Teil der sich professionalisierenden und vervielfältigenden kirchlichen Erwachsenenbildung.

Kennzeichen der Gemeindekatechese ist aber, dass diese Bildungsprozesse im Glauben nicht nur am Ort der Gemeinde stattfinden, sondern die Gemeinde als Gemeinschaft unterschiedlicher Menschen selbst sich als lernende versteht. Damit ist das bis heute unverzichtbare Engagement ehrenamtlicher Katechetinnen und Katecheten kein Hilfsdienst für die Arbeit der hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorger, sondern mehr.

Katecheten/-innen als zentrales Moment der Katechese

Die Mitwirkung der unterschiedlichen Glieder der Gemeinde an der Katechese, „ihrer Katechese“, ist Ausdruck der Mitverantwortung aller Glieder der Kirche an ihrer Sendung. Zu dieser Mitwirkung also sind die Gläubigen berechtigt und verpflichtet. Dies aber nicht allein aufgrund des Selbstverständnisses der Kirche, sondern auch im Blick auf ihre Notwendigkeit bei der Gestaltung des Lernprozesses.

Vordergründig mag man meinen: Natürlich, weil ja jemand die „Bande in Zaum halten muss“. Divide et impere. In kleinen Gruppen haben wir es leichter. Nein, nicht nur der Katecheten wegen grenzt es an Missbrauch, wenn diese nur dazu herhalten müssen, Spiele anzuleiten, das Ausschneiden und Basteln zu beaufsichtigen, die Arbeitsanwei-

sungen vorzulesen und das Gespräch in Gang zu halten. Doch selbst dort, wo Katecheten am Planungsprozess eines Firmkurses etwa von Anfang an beteiligt werden, bleibt es nicht selten dabei, dass diese am Ende nur Moderatoren eines Lernprozesses bleiben.

Katecheten/-innen – mehr als nur Moderatoren: Zeugen

Die Idee der Gemeindekatechese aber war/ist eine andere. Die Würzburger Synode nennt die Katechetinnen und Katecheten ein „wichtiges Strukturelement“ der Katechese.³ Mit Verweis auf die verschiedenen in der Gemeinde vorhandenen Charismen sieht sie die Chance gerade in der „Entprofessionalisierung“ der Katechese im Gegenüber zum schulischen, professionell erteilten Religionsunterricht. Anhand des Beispiels eines Arztes oder einer Krankenschwester, die das Thema „Unsere Sorge um die Kranken und Alten“ mit Jugendlichen bearbeitet, verdeutlicht die Synode, dass es zunächst um das Vertrautmachen „mit besonderen menschlichen Problemen der Kranken- und Altenpflege“ und „das rechte Verhalten bei Besuchen“ gehen kann, bevor „vor solchem Hintergrund auch über die mögliche Bedeutung des Glaubens für Alter und Krankheit“ gesprochen wird. So jedenfalls stünden „ihre Aussagen in einem unmittelbaren Lebenszusammenhang“.⁴

Hier wird unmittelbar einsichtig, wie sich die Synode die innere Verschränkung von „Lebens- und Glaubenthemen“⁵ vorstellt. Im Leben und Glauben erfahrene Menschen, „Mystiker“ im Sinne Karl Rahners⁶, geben Anteil an ihren Lebens- und Glaubenserfahrungen.

Katecheten/-innen: Mittler zwischen Gott und Mensch

Das „Allgemeine Direktorium für die Katechese“ fasst die Aufgabe des Katecheten/der Katechetin noch weiter: „Der Katechet ist

eigentlich ein Vermittler, der die Kommunikation zwischen den Menschen und dem Geheimnis Gottes sowie der Glaubenschüler untereinander und mit der Gemeinde erleichtert.“⁷

Dem Katecheten bzw. der Katechetin kommt somit eine mehrfache Mittlerrolle zu. Die Vermittlung zwischen den Glaubenschülern untereinander und die Kontaktarbeit zwischen dem Glaubenschüler und der Gemeinde sind zumeist geläufig. Das Direktorium nennt aber als Erstes eine andere, viel zentralere Aufgabe: die stille und schlichte Begleitung im Blick auf die Entdeckung der Gottesbeziehung. Der Katechet bzw. die Katechetin „erleichtert ... die Kommunikation zwischen den Menschen und dem Geheimnis Gottes“!

Selbstverständlich: Den Weg zum Menschen findet Gott schon von allein. Gott „kommt früher als der Missionar“, um mit Leonardo Boff zu sprechen.⁸ Aber: Es können Rahmenbedingungen geschaffen werden, die es dem „Glaubenschüler“ erleichtern, Gott im eigenen Leben wahrzunehmen. Um es mit den Worten der Würzburger Synode auszudrücken: Die Aufgabe des katechetisch Tätigen besteht darin, dem Menschen den „Zuspruch und Anspruch Gottes“ (Würzburger Synode) hinzuhalten, hinzuhalten wie einen Mantel. Doch in diesen Mantel hineinschlüpfen muss der Mensch selbst. In diesem Bild drückt sich der grundlegende Respekt vor der Situation und der Entscheidung des anderen aus, der für die Katechese unerlässlich ist.⁹ Es geht um die je eigene Berufung und Sendung.¹⁰

Von dieser ‚Dreiecks-Beziehung‘ empfängt die Aufgabe des Katecheten, der Katechetin ihr Profil. Von der gemeinsamen Ausrichtung auf Gott hin, von der gemeinsamen Gottsuche her gestaltet sich auch das Verhältnis untereinander. Das „Nationale Dokument zur Orientierung der Katechese in Frankreich“ aus dem Jahr 2007 spricht diesbezüglich noch verhalten von einem Prinzip der „Affiliation“, das als eine Art frei gewähltes, eventuell geistliches Zugehörigkeits- oder Verwandtschaftsverhältnis verstanden werden kann. Konkret nennt es „Patenschaften

zwischen Glaubenserfahrenen und Glaubensneulingen“.¹¹ Eine solche Vorstellung hieße es weiterzuentwickeln.

Katecheten/-innen: nie nur Träger, sondern auch Adressaten

Eine dermaßen anspruchsvolle Aufgabe braucht eine gute Begleitung und Unterstützung. „Die Begleiter zu begleiten“ ist die Aufgabe hauptamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Denn Katechetinnen und Katecheten sind nie nur „Träger“ von Katechese, sondern immer auch zugleich „Adressaten“.¹² Wenn in einer Befragung im Bistum Speyer resümiert wird: „Hoch bewertet werden von den Hauptamtlichen die Einführung in das Gesamtkonzept und die inhaltliche und methodische Vorbereitung. – Wenig Raum wird den Katechetinnen und Katecheten gegeben, sich mit Glaubenthemen auseinanderzusetzen“¹³, dann lässt das aufhorchen. Denn neben der methodisch-didaktischen Vorbereitung wäre mindestens ebenso wichtig, zunächst selbst sich geistlich auf das Vorhaben vorzubereiten. Gemeinsame Einkehr- oder Exerzitientage des Katechenteams noch vor Beginn eines katechetischen Projektes wären sicher wertvoll. Auch die an vielen Orten und in vielen Gemeinden regelmäßig angebotenen „Exerzitien im Alltag“ könnten ein wichtiges Moment sein.

Katechese: letztlich ein Geschenk

Viele Katechetinnen und Katecheten erleben ihr Tun als wohltuend und erfahren damit, dass das Entscheidende in der Katechese immer Geschenk ist. Momente, in denen der „Funke überspringt“, können angebahnt, mehr noch aber können sie nur erhofft oder erbetet werden. Das gilt vor allem für das Wachsen und Reifen des Glaubens selbst. Es kann gesät werden, und es kann das Möglichste für ein Aufgehen der Saat getan werden. Die Saat wachsen aber lässt allein Gott selbst, wie es schon der Apostel Paulus im ersten Brief an die

Gemeinde in Korinth formuliert hat: „Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, Gott aber ließ wachsen. So ist weder der etwas, der pflanzt, noch der, der begießt, sondern nur Gott, der wachsen lässt“ (1 Kor 3,6–7).

Anmerkungen:

- ¹ „J'attendrai le suivant (I'll Wait for the Next One)“ ist ein mehrfach ausgezeichnete französischer Kurzfilm von Philippe Orreindy aus dem Jahr 2002, in dem ein junger Mann eine U-Bahn betritt und die Zuhörer um Gehör bittet. Er stellt sich als Single vor, der auf der Suche nach der wahren Liebe sei. Er habe gehört, dass eine respektable Zahl junger Frauen ebenfalls alleinstehend sei. Er würde nun an der nächsten Station aussteigen. Jede Frau, die wie er auf der Suche nach einer Partnerschaft wäre, sei eingeladen, ihm diskret zu folgen. Eine junge Frau, die mit wachsendem Interesse seinen Ausführungen lauscht, verlässt dort sichtlich begeistert die U-Bahn ...
- ² Herangezogen wurden folgende Aussagen: Apostolisches Schreiben „Catechesi tradendae“ Seiner Heiligkeit Papst Johannes Paul II. über die Katechese in unserer Zeit (1979), Nr. 20, in: Texte zu Katechese und Religionsunterricht, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [Arbeitshilfen 66]. Bonn 1998, 79–143; Biemer, G.: Symbole des Glaubens leben – Symbole des Lebens glauben. Sakramenten Katechese als Lernprozeß. Taufe Firmung Eucharistie. Ostfildern 1999, 63; Exeler, A.: Wesen und Aufgabe der Katechese (Untersuchungen zur Theologie der Seelsorge, Band 21). Freiburg i. Brsg. 1966, 282; Das katechetische Wirken der Kirche, 48f.41, in: Bertsch, L. u.a. (Hrsg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Ergänzungsband: Arbeitspapiere der Sachkommissionen [Offizielle Gesamtausgabe II]. Freiburg i. Brsg. 1977, 37–97; Kongregation für den Klerus: Allgemeines Direktorium für die Katechese, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [VAp 130]., Bonn 1997, Nr. 80.82.

³ Das katechetische Wirken der Kirche, 49, in: Bertsch, L. u. a. (Hrsg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Ergänzungsband: Arbeitspapiere der Sachkommissionen [Offizielle Gesamtausgabe II]. Freiburg i. Brsg. 1977, 37–97.

⁴ Ebd.

⁵ Diese innere Verschränkung (Korrelation) liegt dem Konzept zugrunde: Bistum Essen. Bischöfliches Seelsorgeamt (Hrsg.): Damit der Funke überspringt. Bausteine zur Firmvorbereitung, München 2004. Es prägt aber auch viele andere derzeit erhältliche Firmkurse. Eine kritische Durchsicht findet sich in Höring, P.C.: Firmung – Sakrament zwischen Zuspruch und Anspruch, Kevelaer/Düsseldorf 2011.

⁶ Vgl. Rahner, K.: Frömmigkeit früher und heute, 22, in: ders.: Schriften zur Theologie, Band VII: Zur Theologie des geistlichen Lebens. Einsiedeln 1966, 11–31.

⁷ Kongregation für den Klerus: Allgemeines Direktorium für die Katechese, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [VAp 130]. Bonn 1997, Nr. 156.

⁸ Vgl. Boff, L.: Gott kommt früher als der Missionar. Neuevangelisierung für eine Kultur des Lebens und der Freiheit. Düsseldorf 21992.

⁹ Vgl. Kongregation für den Klerus: Allgemeines Direktorium für die Katechese, Nr. 156.

¹⁰ Vgl. auch ebd. Nr. 86.

¹¹ Vgl. Französische Bischofskonferenz: Nationales Dokument zur Orientierung der Katechese in Frankreich. Vorschläge zur Organisation des katechetischen Wirkens, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [Stimmen der Weltkirche 40]. Bonn 2007, 33.

¹² Vgl. Das katechetische Wirken der Kirche, 50f.

¹³ Bischöfliches Ordinariat Speyer (Hrsg.): Für die Seelsorge. Pastoralbeilage zum Oberhirtlichen Verordnungsblatt für das Bistum Speyer, Heft 1/2007. Speyer 2007, 34.

Literaturdienst

Helmuth Pree und Bruno Primetshofer: „Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und Vertretung“; Springer-Verlag Wien/New York 2010.

In zweiter Auflage haben Professor Helmuth Pree, München, und Professor Bruno Primetshofer, Wien, das Werk „Das kirchliche Vermögen, seine Verwaltung und Vertretung“ herausgebracht, nachdem die erste, im Jahr 2007 erschienene Auflage, relativ schnell vergriffen war.

Die Autoren bezeichnen ihr Werk als „Handreichung für die Praxis“ – eine sehr zutreffende Einschätzung.

Auf knapp 200 Seiten geben die Autoren zunächst einen Überblick über die Arten von Vermögen kirchlicher Rechtsträger. Dabei wird abgestellt einerseits auf das kirchliche Recht, andererseits auf das Staatskirchenrecht in Deutschland und Österreich. Behandelt werden die Vorschriften für die Bistümer und Kirchengemeinden, aber auch die Regelungen für Orden und Ordensverbände, für sonstige öffentliche kirchliche juristische Personen und private kirchliche Rechtsträger. Es finden sich auch in kurzer und präziser Form Hinweise auf die gerade in der Diskussion befindlichen Vermögen des Bischöflichen Stuhls, des Domkapitels und sonstiger diözesaner Einrichtungen.

In klar kommentierter Form gibt es Hinweise auf die Aufgaben, Rechte und Befugnisse kirchlicher Vermögensverwalter, aber auch auf die von diesen zu beachtenden Pflichten.

Sehr zu begrüßen ist, dass sich die Autoren in einem besonderen Abschnitt auch mit den Problemen befassen, die mit Ausgründungen von Vermögensteilen aus dem kirchlichen Vermögen zusammenhängen. Dabei wird u. a. dargestellt die Pflicht der Vermögensverwalter, dafür zu sorgen, dass das Eigentum am Kirchenvermögen gesichert wird, andererseits aber eine sachgerechte Ausgliederung von Unternehmen oder Unternehmensteilen auf neue Rechtsträger möglich ist.

Den Autoren gelingt es, auch komplexe Sachverhalte der Vermögensverwaltung kurz und knapp darzustellen, und zwar auch für Personen, die nicht alltäglich mit Fragen der kirchlichen Vermögensverwaltung befasst sind. Erleichtert

wird die Arbeit mit dem Buch durch ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis, ein ausreichendes Stichwortverzeichnis sowie gute Hinweise im Literaturverzeichnis – aber auch im Text – auf weiterführende Literatur und Rechtsprechung.

Es gelingt den Autoren, einerseits die unabdingbaren Grundinformationen zur kirchlichen Vermögensverwaltung zu liefern, andererseits aber auch wichtige Fragestellungen aus der kirchlichen Praxis aufzugreifen. Das Buch verliert sich nicht in der Darstellung teilweise sehr differenzierter Regelungswerke in einzelnen Diözesen und Bundesländern, sondern zeigt eine generelle Linie auf. Es ist deshalb geeignet zur Verschaffung eines zuverlässigen, raschen Überblicks über die Grundzüge des kirchlichen Vermögensverwaltungsrechtes.

Joachim Schnieders

Helmut Weiß, Karl Federsmidt: Handbuch Interreligiöse Seelsorge. Hrsg.: Klaus Temme. Neukirchen-Vluyn 2010.

Die Gesellschaft der Bundesrepublik zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist ethnisch, kulturell und religiös vielfältig und bunt. Im Zusammenleben und in beruflichen Kontexten gehören Begegnungen und Bindungen von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Identität zum Alltag. Dieses Zusammenleben bedarf der Gestaltung. In den Bereichen der Sozialen Arbeit und der Pädagogik ist dies auch für kirchliche Institutionen selbstverständlich geworden. Dass das Feld der Seelsorge davon betroffen ist, ist eine vergleichsweise neue Erkenntnis.

Für den Bereich der interreligiösen Seelsorge, zum Zwecke ihrer Begründung und zum Nachweis ihrer Praxisrelevanz, liegt für den deutschsprachigen Raum nun erstmals eine Veröffentlichung im Rang eines Standardwerkes vor. Zahlreiche, vor allem christliche Theoretiker und Praktiker der interreligiösen Verständigung sind in diesem Band vereint, ohne allerdings eine einheitliche Auffassung von interreligiöser Seelsorge zu vertreten.

Die Unterschiedlichkeit der Zugänge wird in der Einleitung der Herausgeber dadurch legitimiert, dass das Verständnis von interreligiöser

Seelsorge im Fachdiskurs wie in der Praxis so vielfältig ist, wie die Ausdrucksformen des Religiösen unterschiedlich sind. Unterschiede gibt es nicht allein zwischen Religionen und Konfessionen, sondern auch zwischen den Angehörigen eines Bekenntnisses. Damit ist keinesfalls gesagt, dass es beliebig sei, was man glaubt. Im Gegenteil: die eigene geprägte Religiosität bleibt eine entscheidende Voraussetzung, um in einen interreligiösen Diskurs eintreten zu können. Einer der Herausgeber, Helmut Weiß, überträgt diesen Grundsatz auf die interreligiöse Seelsorge. Hier bestünde die Aufgabe darin, „sich selbst spirituell zu verorten und gleichzeitig die Ressourcen der Spiritualität ihrer Gesprächspartner zu achten [...]“ (S. 345). Als Rahmen für die eigene religiöse Verortung bieten sich, bei aller individuellen Differenzierung, immer noch die abrahamitischen Weltreligionen an. Entsprechend eindeutig ist denn auch die religiöse Zugehörigkeit der Autoren.

Aus jüdischer Sicht liefert Jonathan Magonet im ersten Kapitel „Zum Verständnis von Religion“ einen erkenntnisreichen einführenden Beitrag zum Begriff der Religion und zur interreligiösen Begegnung. Unter Einrechnung der historischen Verwerfungen und innerjüdischen Vielfalt erhält der Leser eine Grundlegung des jüdischen Dialog-Engagements. Dieses ist einzuordnen in eine umfassende Suche nach Frieden, Schalom. Dieser Begriff könnte über den jüdischen Kontext hinaus leitend für den interreligiösen Dialog insgesamt werden, nicht zuletzt da er in der hier vorgestellten Lesart eine eschatologische Dimension einbringt.

Im folgenden, zweiten Kapitel „Grundlagen und Bezugspunkte Interreligiöser Seelsorge“ bietet der Beitrag von Hamideh Mohaghegi einen muslimischen Zugang. Das Spezifische der muslimischen Seelsorge liegt darin, dass sich diese überwiegend außerhalb professioneller Strukturen vollzieht. Seelsorgliche „Arbeit“ findet überwiegend in der (Groß-) Familie statt, vor allem in der emotionalen Umsorgung. Zugleich betont die Autorin die Notwendigkeit „interreligiöser und interkultureller Kompetenz“, etwa wenn sich professionelle christliche Seelsorger Muslimen zuwenden.

Ziel interreligiöser Jugendarbeit ist es, diesen Kompetenzerwerb nicht in die Zeit des Erwachsenenalters bzw. in die Zeit beruflicher Bildung zu verlegen. Im vierten Kapitel „Praxis Interreligiöser Seelsorge“ wirbt Josef Freise für dieses Arbeitsfeld, da sich eine eigene religiöse Identität

unter den Bedingungen einer pluralen Gesellschaft nicht nur in intrareligiösen, sondern auch in interreligiösen Diskursen herausbildet. Dass die Identifikation mit dem Eigenen den Respekt vor dem religiös Anderen und dessen Anerkennung ebenso wenig ausschließt wie die Wertschätzung des Anderen die Vergewisserung im Eigenen, darum sorgt sich auch die interreligiöse Jugendarbeit.

Bewegt man sich auf diesem Gebiet in einer Schnittmenge von Bildung, Sozialer Arbeit und Seelsorge, so wird anhand der Lektüre anderer Praxisbeiträge deutlich, wie sehr die interreligiöse Seelsorge in die diakonische Arbeit eingebettet ist. Klassische Orte einer interreligiösen Seelsorge sind solche der individuellen und sozialen Krise: das Krankenhaus, die Psychiatrie, die Sozialarbeit im Stadtteil, im Gefängnis usw.

Eine christlich-theologische Begründung einer Zusammengehörigkeit von „Leibsborge“ bzw. Sozialarbeit und Seelsorge liefert Ottmar Fuchs im fünften Kapitel „Perspektiven“. Er macht deutlich, in welchem Maße eine Aufgeschlossenheit gegenüber interreligiöser Seelsorge christlicherseits mit unserem Kirchenbild und Gottesbild zusammenhängt. Er liefert zum Begriff des Schalom die christliche Variante, die Basileia bzw. eine „Basileisierung“ der Welt (S. 328). In der seelsorglichen Zuwendung zum religiös und kulturell Anderen wird Heil erlebbar, indem Gottes Handeln in der Welt Raum gegeben wird.

Diese Auffassung gilt für das Christentum. Der Kenner wird eine solche Aussage für das Judentum und für den Islam bestätigen, einschränken oder wiederlegen können. An dieser Stelle zeigt sich eine Schwäche des Buches: Bei der begründeten Verschiedenheit der Zugänge zum Themen- und Handlungsfeld wäre es hilfreich gewesen, wenn in den beiden einleitenden Kapiteln die einzelnen Autoren zu gleichen Themen geschrieben hätten, um die Religionen hinsichtlich ihres Selbst- und Seelsorgeverständnisses vergleichen zu können. Trotz dieser Einschränkung sei das Buch all jenen nachdrücklich empfohlen, die einen vielschichtigen Einblick in die interreligiöse Seelsorge gewinnen möchten. Dieser Sammelband ist ein grundlegendes und anregendes Lehr- und Lernbuch für diejenigen, die auf dem Felde des interreligiösen Dialoges und der interreligiösen Seelsorge haupt- oder nebenberuflich unterwegs sind.

Philipp Wittmann

Unter uns

Auf ein Wort

Das Computer-Gebet

Gott, du bist mein Programmierer,
ich kann niemals „abstürzen“.
Du installierst Deine Software
auf der Festplatte meines Herzens.
Alle Deine Befehle sind benutzerfreundlich.
Deine Gebrauchsanweisung führt mich
auf die richtigen Seiten um Deines Namens willen.
Selbst wenn ich durch die Probleme
und Schwierigkeiten des Lebens „surfe“,
muss ich keinen Virus befürchten,
denn Du bist mein „Back up“.
Dein Passwort schützt mich.
Du wirst mir ein Menü ausarbeiten,
wenn mich meine Feinde bedrängen.
Deine Hilfe ist nur einen Tastendruck entfernt.
Deine Güte und Deine Barmherzigkeit werden
mich jeden Tag meines Lebens begleiten.
Am Ende vereinige bitte meine „Datei“
mit der Deinen und ich bin für immer gerettet.



Schwester M. Theodolinde Mehlretter, München

aus: Frauen. Leben. Beten. Persönliche Gebete von Frauen. St. Benno-Verlag Leipzig 2007

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E